

**Fischer
Taschenbuch Verlag**



**Jules Verne
Zwei Jahre Ferien Roman**



ÜBER DIESES BUCH

Die Besatzung ist nicht an Bord, als sich in der Nacht zum 15. Februar 1860 fünfzehn Zöglinge des Internats Chairman zu einer Ferienkreuzfahrt an Bord des Schoners Sloughi begeben. Ein Unglück geschieht: das Haltetau reißt, der Schoner treibt ab, gerät in einen wütenden Sturm und strandet nach tagelanger Irrfahrt vor einer unbekanntem Insel. An baldige Rettung ist nicht zu denken, und die Jungen, allen voran der findige Briant, müssen sich nicht nur gegen äußere

Widrigkeiten, sondern auch gegen ihre eigene Natur zur Wehr setzen. Einer der besten Jules-Verne-Romane, der den Vergleich mit dem echten Robinson aushält.

Jules Verne ist nicht nur mit Genuß und Spaß zu lesen — er ist in dieser neuen Ausgabe auch literarisch wiederzuentdecken. Die von Wolf Wondratschek übersetzten und eingerichteten Texte dieses Bandes zeigen wieder die ganze erzählerische Frische und den klugen Witz Jules Vernes. Die Holzstich-Illustrationen stammen aus der ersten französischen Gesamtausgabe.

Der Autor

Jules Verne wurde 1828 in Nantes (Frankreich) geboren. Er studierte Jura, schrieb Theaterstücke und Operetten und brachte schließlich als 34-Jähriger seinen ersten Roman >Fünf Wochen im Ballon< heraus, nachdem fünfzehn Verlage die Annahme des Manuskriptes abgelehnt hatten. Vernes triumphaler Erfolg begann. Er schrieb 98 Bücher, für die er die Stoffe auf Reisen und aus Zeitschriften und Büchern zusammentrug.

Nach der Bibel und den Werken Lenins und Tolstois sind Jules Vernes Bücher am häufigsten übersetzt worden. Verne starb 1905 in Amiens.

Jules Verne

Zwei Jahre Ferien

Roman

Fischer Taschenbuch Verlag

1.—22. Tausend: Juni 1970

23.—27. Tausend: Juni 1973

Umschlagentwurf: Heinz Edelmann

Titel der französischen Originalausgabe: >Deux Ans de Vacances<

Neu übersetzt und eingerichtet von Wolf Wondratschek

Mit Holzstich-Illustrationen der ersten französischen Gesamtausgabe
im Verlag Hetzel, Paris

Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

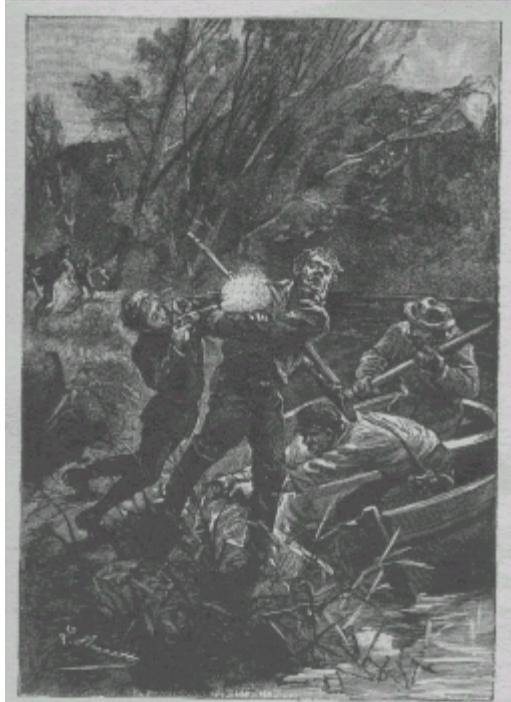
des Verlages Bärmeier & Nickel, Frankfurt am Main

© Verlag Bärmeier & Nickel, Frankfurt am Main, 1968

Gesamtherstellung: Hanseatische Druckanstalt GmbH, Hamburg

Printed in Germany

ISBN 3 436 01258 0



Walston wollte Jacques wieder packen,
das mißlang, denn Jacques hatte einen Revolver
bei sich. Er zielte kurz und schloß Walston
in die Brust.

1

In der Nacht des 9. März 1860 hingen dichte dunkle Wolkenfelder über dem Meer und beschränkten die Sicht auf wenige Meter. Auf den vom Sturm gepeitschten Wogen trieb fast segellos eine 100-t-Jacht. Die Tafelplanke mit der Aufschrift *Sloughi* war durch irgendeinen Zufall, einen Brecher oder eine Schiffskollision, zum größten Teil zerstört.

Es war 23 Uhr. Das erste Morgengrauen war nicht vor 5 Uhr früh zu erwarten. Nur das Abflauen des Sturmes und die Beruhigung der aufgewühlten See konnten den Schoner vor einem Untergang mit Mann und Maus bewahren.

Auf dem Heck der *Sloughi* standen 4 Jungen. Sie stemmten sich mit vereinten Kräften gegen das Steuerrad, um bei den seitwärts heranrollenden Wellen ein Kentern zu verhindern. Kurz vor Mitternacht brach eine riesige Wassermenge über die Schanzkleidung herein. Es war ein Wunder, daß das Steuer diesem wuchtigen Schlag überhaupt standhielt. Die Kinder wurden umgeworfen, aber sie konnten sich sofort wieder erheben.

»Ist das Steuer noch heil, Briant?«

»Ja, Gordon!«

»Festhalten, Doniphan, auf keinen Fall jetzt den Mut verlieren!«

»Du bist hoffentlich nicht verletzt worden, Moko?«

»Nein«, antwortete der 12jährige Negerjunge.
»Wir müssen aufpassen, daß die Jacht gegen die Wellen segelt. Sonst werden wir versenkt!«

Da wurde die Tür der zum unteren Salon führenden Treppe hastig aufgerissen.

»Briant! Briant! Was ist denn los?« rief ein 9 Jahre altes, total verängstigtes Kind.

»Nichts, Iverson, gar nichts!« rief Briant zurück.
»Geh mit Dole wieder ins Bett, aber rasch!«

»Wir haben aber schreckliche Angst«, sagte ein zweites, noch jüngeres Kind. »Und die anderen?«

»Alle haben Angst«, versicherte Dole.

»Geht jetzt hinunter, schließt die Tür und legt euch wieder ins Bett«, befahl Briant.

»Achtung! Ein Brecher!« schrie Moko plötzlich. Ein schwerer Brecher erschütterte das Heck der Jacht.

»Macht, daß ihr verschwindet!« rief Gordon.

»Geht hinunter, ihr Kleinen, es besteht für uns keine Gefahr«, rief Briant ihnen nach.

Da tauchte ein drittes Kind auf. »Braucht ihr uns da oben?«

»Nein, Baxter, bleib mit den anderen bei den Kleinen. 4 sind oben genug«

Baxter verschloß die Tür.

Auf der *Sloughi* befanden sich ausschließlich Kinder — insgesamt 15. Kein Kapitän, kein Steuermann, nicht ein Matrose war an Bord. Keiner wußte genau, was vorgefallen war. Die *Sloughi* trieb im Stillen Ozean, dem Meer, das sich über 140 Längengrade von Australien und Neuseeland bis zur südamerikanischen Küste erstreckt.

War die Besatzung der Jacht verunglückt? Hatten malaiische Seeräuber sie entführt und an Bord nur die jungen Passagiere, deren ältester kaum 14 Jahre alt war, ihrem Schicksal überlassen? Von der ursprünglich vorgesehenen Mannschaft, dem Kapitän, dem Obersteuermann und den 6 Matrosen war nur Moko, der Schiffsjunge übrig. Woher kam der Schoner? Wohin sollte die Fahrt gehen? Keines der Kinder hätte darauf eine schlüssige Antwort geben können, wäre die *Sloughi* jetzt von einem Segler, einem transatlantischen Dampfer oder einem jener unter Segel oder Dampf laufenden Kauffahrteischiffe, die von Europa und Amerika nach allen Weltmeeren auslaufen, aufgebracht worden. Briant und seine Kameraden wachten so gut sie konnten, daß die *Sloughi* nicht nach der einen oder anderen Seite abgedrängt wurde.

»Was sollen wir tun?« fragte Doniphan.

»Weiß ich auch nicht!«

»Versuchen wir uns zu retten, mehr kann ich nicht sagen«, bemerkte Gordon.

Der Sturm verdoppelte seine Gewalt, der Wind wehte fuderweise, wie es im Jargon der Seeleute heißt, und sehr oft schien es, als müsse der Schoner unweigerlich in Trümmer gehen und sinken. Da der Großmast gebrochen war, konnte kein Fahrsegel gehißt werden. Aber nur so hätte man das Schiff noch einigermaßen sicher steuern können. Der an der Oberbramstenge gebrochene Fockmast stand zwar vorläufig noch, doch mußte man jede Minute befürchten, daß er, wenn die Takelage riß, auf Deck stürzen und vollends

auseinanderbrechen würde. Am Bug flatterten die Fetzen des kleinen Klüversegels. Bis jetzt war weder eine Insel noch irgendein Festland im Osten aufgetaucht. Die Kinder spähten vergebens nach einem Licht, einem Orientierungspunkt. Ringsherum war tiefe, undurchdringliche Nacht.

»Moko! Der Fockmast ist kaputt!« rief plötzlich Doniphan.

»Nein! Soweit ich sehen kann, hat sich nur das Segeltuch von den Saumtauen gelöst!«

»Wir müssen es abreißen«, sagte Briant. »Gordon, bleib du mit Doniphan am Rad, und du, Moko, hilfst mir!«

Neben Moko hatte auch Briant einige nautische Kenntnisse. Sie lösten das Hißtau der Raa, die sich über dem Vorderdeck herabsenkte, schnitten die Fetzen des Focksegels mit ihren Messern ab und befestigten dessen untere Ecken durch einige Hilfsbrassen an den Pflöcken der Schanzkleidung; dabei gerieten sie mehrmals in Gefahr, von den Sturzseen weggespült und ertränkt zu werden. Unter dieser bis aufs äußerste verminderten Segelfläche konnte die *Sloughi* wenigstens einigermaßen Richtung halten. Briant und Moko kehrten wieder zu Gordon und Doniphan ans Steuerrad zurück. Da öffnete sich die Tür zum Salon zum zweiten Male. Ein Kind streckte den Kopf heraus. Es war Jacques, der um 3 Jahre jüngere Bruder Briants. »Was willst du?« fragte Briant. »Komm schnell. Im Salon steht Wasser!«

»Was?!« rief Briant erschreckt. »Wie ist das möglich?«

Mit einem Satz sprang er die Treppe hinunter. Den Salon erleuchtete mehr als notdürftig eine Hängelampe, die mit dem Rollen des Schiffes hin und her schwankte. Etwa 10 Kinder lagen auf den Polsterbänken oder Betten, die kleinsten, nicht älter als 8 Jahre, hatten sich in ihrer Todesangst dicht aneinandergedrängt.

»Keine Angst, es ist alles nur halb so schlimm«, versuchte er sie zu beruhigen.

Mit einer Signallaterne konnte er sich überzeugen, daß tatsächlich Wasser in die Jacht eingedrungen war und von einem Bord zum anderen flutete. Woher kam das Wasser? War in der Seitenwand ein Leck? Vor dem Salon befanden sich das große Zimmer und der Speisesaal, dann die Wohnung und anschließend das Wachhaus der Mannschaft. Briant durchsuchte all diese Räume und sah, daß das Wasser weder ober- noch unterhalb der Schwimmlinie eingedrungen sein konnte. Das Wasser mußte also von Sturzseen herrühren, die über die Treppe nach unten abgeflossen waren. Briant beruhigte seine Gefährten, als er wieder durch den Salon nach oben zum Steuerrad ging.

Es war jetzt 1 Uhr früh, und während schwere Wolkenmassen die Dunkelheit noch lastender machten, wütete der Ozean mit aller Gewalt. Die Jacht flog und stürzte nur so dahin. Dann und wann hörte man den Schrei eines Sturmvogels. Auf eine nahe Küste konnte man deshalb aber nicht schließen, denn diese Vögel findet man oft mehrere 100 sm vom Land entfernt. Eine Stunde später hörte man wieder einen harten, kurzen Riß. Der

Rest des Focksegels war zerfetzt, die Stücke flatterten wie riesige Möwen durch die Luft.

»Wir haben kein Segel mehr«, rief Doniphan, »und ein anderes zu setzen ist jetzt unmöglich.«

»Macht nichts«, sagte Briant, »wir kommen auch so schnell genug voran.«

»Vorsicht! Wellen von hinten!« schrie Moko. »Festhalten, oder wir werden weggeschwemmt.«

Er hatte den Satz kaum beendet, als mehrere Tonnen Wasser über Bord hereinstürzten. Briant, Doniphan und Gordon wurden gegen die Treppenkappe geschleudert, wo sie sich zum Glück gerade noch anklammern konnten. Moko jedoch war verschwunden. Ein Teil des Mastwerkes, die beiden Boote und die Jolle, obwohl diese ganz hereingeholt waren, wurden mit fortgerissen. Da jedoch gleichzeitig ein Stück der Schanzkleidung eingedrückt worden war, konnte das Wasser schnell wieder abfließen, was die Jacht vor dem endgültigen Untergang bewahrte.

»Moko!... Moko!« rief Briant.

»Ist er etwa ins Meer gespült worden?« fragte Doniphan.

»Weit und breit keine Spur«, sagte Gordon. »Wir müssen ihm eine Rettungsboje oder Stricke zuwerfen.«

»Hierher! Zu Hilfe!« hörte man die Stimme des Schiffsjungen. »Moko!... Moko!«

»Er ist auf dem Vorderschiff!«

Briant tastete sich über das Deck und rief wieder Mokos Namen. Aber diesmal kam keine Antwort. War Moko durch eine neue Welle über Bord

geschleudert worden? Da drang wieder ein schwacher Hilferuf zu Briant, der zum Gangspill eilte, in dessen Fuß das Ende des Bugspriets eingelassen war. Hier lag Moko eingeklemmt, ein Hißtau drohte ihn zu strangulieren. Briant riß schnell sein Messer heraus und schnitt das Hanftau durch. Moko wurde nach hinten gebracht.

»Danke, Herr Briant, danke«, sagte er, nachdem er den ersten Schrecken überwunden hatte. Dann nahm er seinen Platz am Steuerrad wieder ein. Alle 4 banden sich fest, um gegen neu hereinbrechende Wasserwände gesichert zu sein.

Entgegen Briants Annahme hatte sich die Geschwindigkeit der Jacht doch etwas vermindert, seitdem vom Focksegel nur noch Fetzen übrig waren. Darin lag eine große Gefahr: die jetzt schneller als die *Sloughi* laufenden Wellenberge konnten über das Heck schlagen und das Schiff mit Wasser füllen.

Auf der südlichen Halbkugel der Erde entspricht der März dem September der nördlichen Kugelhälfte, die Nächte sind noch nicht sehr lang. Es war jetzt etwa 4 Uhr früh, lange konnte es nicht mehr dauern, bis sich der Horizont im Osten, und dahin trieb die *Sloughi*, aufhellte. Vielleicht nahm die Sturmstärke gegen Morgen etwas ab, vielleicht kam dann auch Land in Sicht. Gegen 4.30 Uhr sah man einen schwachen Lichtschein am Horizont. Aber der Dunstschleier beschränkte die Sicht auf eine Viertelmeile, noch konnte man nichts genau erkennen. Die 4 Knaben betrachteten regungslos das Chaos der durcheinanderwirbelnden Fluten. Sie ahnten, daß sich ihre Lage sehr rasch

verschlechtern mußte, wenn sich der Ozean nicht bald beruhigte. Weitere 24 Stunden würde die Jacht dem Ansturm der Wellen nicht gewachsen sein.

Da ertönte plötzlich Mokos Stimme:

»Land in Sicht!!!«

»Land?« fragte Briant ungläubig.

»Dort im Osten«, beharrte Moko, der durch einen Nebelspalt die Umrisse einer Küste zu erkennen glaubte. Er wies dabei auf einen Punkt am Horizont, den die sich aufbäumenden Wogen sofort wieder verdeckten.

»Bist du sicher?« fragte Doniphan.

»Ganz sicher. Wenn der Nebel wieder aufreißt, müßt ihr etwas nach rechts vom Fockmast... da ... Achtung, da unten!«

Die Nebelmassen lösten sich allmählich von der Meeresoberfläche. Wenige Augenblicke war der Ozean klar zu übersehen.

»Land! Das ist Land!« rief Briant.

»Allerdings sehr niedrig!« setzte Gordon hinzu. Jetzt konnte kein Zweifel mehr bestehen. Auf einer breiten Strecke des Horizontes zeichnete sich deutlich Land ab, ob Kontinent oder Insel war allerdings jetzt noch nicht auszumachen. Die Linie mochte ungefähr 5 bis 6 sm von der *Sloughi* entfernt sein. In etwa einer Stunde mußte sie bei diesen Windverhältnissen dort auflaufen. Würde sie von vorgelagerten Klippen zertrümmert werden? In diesem Augenblick begann der Wind wieder stärker zu wehen, die *Sloughi* wurde leicht wie eine Feder fortgetragen. Hinter dem Strand, soviel konnte man

erkennen, erhob sich ein höheres Ufergelände. Das Schiff mußte, wollte es nicht ganz zerschellen, zwischen der felsigen Brandung hindurch auf den Sandstrand gelangen. Während Doniphan, Gordon und Moko am Steuer blieben, hatte sich Briant nach vorne begeben und betrachtete das sich sichtlich nähernde Land. Es war höchste Vorsicht geboten, sonst würde die *Sloughi* auf dem ersten Felsen in Stücke gehen. Jedenfalls war es besser, die Kinder an Deck zu holen. Briant öffnete die Tür zum Salon und rief hinunter :

»Alle an Deck, schnell an Deck!«

Die Kinder kamen sofort herauf, die Kleinsten stießen beim Anblick der Wellenberge entsetzliche Angstschreie aus. Kurz vor 6 Uhr war die *Sloughi* bis an den Rand des Klippengürtels herangekommen.

»Jetzt festhalten!« rief Briant. »Alle Mann festhalten!«

Schon machte sich ein erster Stoß fühlbar. Von einer Welle gehoben, wurde die *Sloughi* über den Felsen weggetragen, endlich blieb sie, nach Backbord geneigt, mitten in der brodelnden Brandung liegen. Der Strand war eine 1/4 sm entfernt.

2

Da die Nebelwand gewichen war, konnte man jetzt nach allen Seiten gut Ausschau halten. Die Wolken flogen mit rasender Geschwindigkeit am Himmel hin, der Sturm hatte sich noch immer nicht gelegt. Die Situation der *Sloughi* war augenblicklich nicht weniger beängstigend als in der voraufgegangenen Nacht, die Kinder mußten sich auch hier verloren glauben, wenn eine Woge über die Schanzkleidung schlug und sie alle überspülte. Die Wucht der Brecher war zudem noch härter, da das Schiff sich kaum mehr bewegen und auch gar nicht mehr nachgeben konnte, die *Sloughi* krachte bei jedem Wogenschlag in allen Fugen. Briant und Gorden waren nach unten gegangen, um sich zu überzeugen, daß noch kein Wasser in den Rumpf eindrang. Sie beruhigten vor allem die kleinsten unter den Kindern.

»Keine Angst«, wiederholte Briant immer wieder, »die Jacht ist solide gebaut und außerdem ist der Strand nicht sehr weit. Wir werden ihn schon erreichen!«

»Auf was warten wir denn noch?« fragte Doniphan.

»Ja, warum eigentlich?« setzte Wilcox hinzu. »Doniphan hat recht!«

»Der Seegang ist noch zu schwer!«

»Und wenn alles in Stücke geht?« fragte Webb, der mit Wilcox etwa gleichaltrig war.

»Warten wir die Ebbe ab. — Sobald das Wasser zurückgeht, werden wir mit unserer Rettung beginnen.«

Obwohl die Gezeiten im Stillen Ozean verhältnismäßig schwach auftreten, so ist doch der Höhenunterschied des Wasserspiegels nicht unbeträchtlich. Es war deshalb gut, noch einige Stunden abzuwarten, zumal dann ja auch der Wind vielleicht abflaute. Wenn die Ebbe auch nur einen geringen Teil der Klippen trockenlegte, würde es leichter sein, die letzte $\frac{1}{4}$ sm bis zum Strand zu überwinden.

Obwohl Briants Rat vernünftig war, zeigten sich Doniphan und 2 oder 3 andere nicht geneigt, ihm zu folgen. Sie traten auf dem Vorderdeck zusammen und tuschelten miteinander. Es schien, als wollten sich Doniphan, Wilcox, Webb und Croß mit Briant

nicht verständigen. Während der langen Fahrt hatten sie sich noch seinen Befehlen gebeugt, weil Briant, wie gesagt, einige nautische Kenntnisse besaß, aber jetzt, da man festsaß, wollten sie sich auf alle Fälle ihre Handlungsfreiheit zurückerobern. Die Eifersucht zwischen den beiden bestand schon seit langem, der eine war Franzose, der andere Engländer — so was geht nie gut. Doniphan und die anderen betrachteten das schäumende, von Strudeln und Strömungen aufgewühlte Wasser. Auch ein geübter Schwimmer hätte diesem Seegang nicht zu widerstehen vermocht, Briants Ratschlag rechtfertigte sich also von selbst. Doniphan und seine Freunde gingen wieder zu den übrigen Kindern nach hinten. Da sagte Briant zu

Gordon und einigen anderen, die um ihn herumstanden :

»Wir dürfen uns auf keinen Fall trennen. Entweder alle bleiben zusammen oder alle sind verloren!«

»Willst du uns weiterhin Vorschriften machen?« mischte sich da Doniphan ein.

»Ich nehme mir nicht mehr heraus, als in dieser Lage bitter notwendig ist.«

»Briant hat recht«, erklärte Gordon, ein ernster und schweigsamer Knabe, der nie unüberlegt sprach.

Auch die Kleinen stimmten Gordon und Briant zu. Doniphan erwiderte nichts mehr, doch hielten sich er und seine Freunde etwas abseits, um bei der ersten sich bietenden Gelegenheit auf eigene Faust zu handeln.

Gehörte das vor den Schiffbrüchigen liegende Land zu einer der Inseln im Stillen Ozean oder zum Festland? Und zu welchem Festland? Wohin hatte sie dieses fürchterliche Unwetter verschlagen? Auch mit dem Fernrohr war nichts Genaues auszumachen. Wenn dieses Land eine Insel war, wie konnte man sie wieder verlassen, wie sollte man Rettung holen, wenn es sich zeigen sollte, daß man die *Sloughi* nicht mehr flottmachen konnte? Vielleicht war diese Insel, wie viele im Stillen Ozean, ganz unbewohnt. Wie sollten sich die Kinder, die nur besaßen, was ihnen von den Vorräten an Bord der Jacht geblieben war, am Leben erhalten? Und wie diese Vorräte bergen? Wenn das Ufer vor ihnen allerdings zum Festland gehörte, mußte es mit Sicherheit Südamerika sein.

Dann konnte man noch hoffen, in Chile, Bolivien oder wo auch immer, Hilfe zu bekommen. Aber auch das war im Augenblick nicht viel mehr als ein frommer Wunsch.

Die Witterung war jetzt klar genug, um Einzelheiten erkennen zu können. Briant entdeckte rechts am Ufer die Mündung eines Rio, zu beiden Seiten verstreut einzelne Baumgruppen; das ließ auf eine gewisse Fruchtbarkeit des Bodens schließen, und vielleicht war die Vegetation jenseits der Uferhöhe, im Schutz vor den Seewinden, noch üppiger. Bewohnt schien der sichtbare Teil des Ufers nicht zu sein, man sah weder ein Haus noch eine Hütte. Aber vielleicht wohnten die Eingeborenen, wenn es solche gab, im Inneren des Landes.

»Ich kann keine Rauchspur entdecken«, sagte Briant und senkte das Fernrohr.

»Hier ist ja auch kein Hafen«, warf Doniphan ein.

»Ist gar nicht nötig, denn Fischerboote können auch in einer Flußmündung anlegen«, antwortete Gordon ruhig. »Bei Sturm zieht man sie dann einfach landeinwärts.«

Inzwischen ging das Wasser mit der Ebbe langsam zurück, auch der Wind wurde nach und nach schwächer. Jetzt mußte man sich bereit halten, um den günstigsten Augenblick zu erwischen, um den Klippengürtel zu überwinden. Es war jetzt gegen 7 Uhr; jedes der Kinder beschäftigte sich damit, die für den notwendigsten Bedarf wichtigen Gegenstände auf das Deck zu schaffen. An Bord befand sich ein großer Vorrat an Konserven, Bisquit, gepökelttem und geräuchertem

Fleisch. Man verpackte diese Nahrungsmittel zu kleinen, handlichen Ballen. Würde sich das Meer überhaupt so weit zurückziehen, daß die Felsen bis zum Strand hin frei würden? Briant und Gorden beobachteten unablässig das Meer. Der Wind hatte gedreht, die Luft wurde merklich ruhiger, auch die Brandung begann nachzulassen. Die *Sloughi* neigte sich noch etwas weiter nach Backbord, es war sogar zu befürchten, daß diese Schlagseite noch mehr zunahm und sich das Schiff dann ganz auf die Seite legen würde. Die Lage blieb weiterhin höchst gefährlich, besonders auch deshalb, weil die Boote vom Sturm weggerissen worden waren, sie hätten jetzt die ganze Mannschaft aufnehmen und hinüberschaffen können. Plötzlich ertönte vom Vorderdeck ein schriller Aufschrei: Baxter hatte eine hochwichtige Entdeckung gemacht. Die verloren geglaubte Jolle hatte sich am Bugsprit in den Ketten gefangen! Freilich konnte sie nicht mehr als 5 bis 6 Personen aufnehmen, doch immerhin, sie war unbeschädigt. Mittlerweile kam es zwischen Briant und Doniphan wieder zu lebhaften Auseinandersetzungen. Doniphan, Wilcox, Webb und Groß, die sich der Jolle bemächtigt hatten, versuchten bereits, sie zu wassern.

»Was soll das?« fragte Briant bestimmt.

»Das siehst du doch!«

»Wollt ihr die Jolle wassern?«

»Ganz recht, und du wirst uns nicht davon abhalten!«

»Und ob, ich und alle übrigen, die du verlassen willst!«

»Was heißt da *verlassen*? Wer sagt dir das? Ich möchte niemand verlassen, verstehst du? Wenn wir erst am Strand angelangt sind, wird einer die Jolle zurückrudern.«

»Und wenn dieser eine nicht mehr zurückrudern kann, weil die Jolle ein Leck hat. . .?«

»Fertigmachen zum Einsteigen!« drängte Webb, der Briant zurückschob.

»Keiner wird einsteigen!«

»Mal sehen!«

»Ich sage, ihr steigt nicht in die Jolle«, wiederholte Briant, »sie muß zunächst für die Kleinsten unter uns zurückbleiben.«

Die beiden Knaben waren schon bereit, sich aufeinander zu stürzen, es bildeten sich 2 Gruppen: Wilcox, Webb und Groß auf der einen, Baxter, Service und Garnett auf der anderen Seite. Da mischte sich Gordon ein:

»Halt, Doniphan! Du siehst doch, daß die See noch zu hoch geht und wir unsere Jolle leichtfertig aufs Spiel setzen.«

»Ich laß mir von Briant nichts vorschreiben.«

»Keinem schreibe ich etwas vor, niemand darf das von uns, aber hier handelt es sich um das Interesse aller.«

»Das auch mir am Herzen liegt«, ergänzte Doniphan wütend.

»Wir sind noch nicht an Land. Laß uns bitte einen günstigen Zeitpunkt abwarten«, bat Gordon.

Die beiden Streithähne fügten sich diesen Worten. Der Meeresspiegel sank weiter. Briant kletterte die Steuerbordwangen hoch bis zu den

Tauen der Bramstenge, um von dort oben die Anordnung des Klippengürtels besser überblicken zu können. Vielleicht entdeckte man eine Art Kanal oder Fahrrinne, durch die hindurch die Jolle fahren konnte, ohne von spitzen Felsen vorzeitig beschädigt zu werden. Und tatsächlich, quer durch die Klippenbank zog sich eine Durchfahrt. Aber noch immer brodelte und schäumte es zu sehr, als daß man es hätte wagen können, die Jolle zu wassern. Man mußte noch warten, bis das sinkende Meer hier eine relativ gefahrlose Wasserstraße zurückließ.

Von der Oberbramraa aus suchte Briant auch den Strand und das bis zu den Erhebungen sichtbare Land Stück für Stück mit dem Fernrohr ab. In einem Umkreis von 8 bis 9 sm schien die Küste völlig unbewohnt zu sein. Nach halbstündigem Ausschauhalten stieg Briant wieder hinunter und berichtete seinen Kameraden, was er gesehen hatte.

»Als die *Sloughi* strandete, Briant, war es doch etwa 6 Uhr früh«, sagte Gordon. »Richtig.«

»Und wie lange dauert es bis zur totalen Ebbe?«

»5 Stunden, wenn ich nicht irre.«

»Stimmt, 5 bis 6 Stunden«, bestätigte Moko.

»Also gegen 11 Uhr; das wäre demnach der beste Zeitpunkt, um die Küste zu erreichen.«

»Ja.«

»Dann essen wir jetzt am besten etwas und halten uns dann bereit.«

Die Kleinen, Jenkins, Iverson, Dole, Costar, hatten sich seit einiger Zeit ganz beruhigt. Alle

aßen ihre Ration Fleisch und Bisquit ohne jede Erregung oder Angst, zu trinken gab es einige Tropfen Wasser mit verdünntem Brandy. Nach dem Frühstück stieg Briant wieder kurz auf die Schanzkleidung, um die Klippenreihe zu beobachten. Moko ließ ein Senkblei ins Wasser; es stand noch mindestens 2,5 m über der Bank. »Ich glaube nicht, daß die Ebbe die Klippenbank trockenlegt«, sagte Moko heimlich zu Briant, um die anderen nicht unnötig zu erschrecken. Briant teilte es seinerseits Gordon mit.

»Was tun?«

»Ich weiß nicht ... ich weiß nicht«, antwortete Briant. »Wir müßten Männer sein, nicht Kinder!«

»Die Gefahr wird uns sehr schnell zu Männern erziehen!«

»Wenn wir vor Wiedereintritt der Flut die *Sloughi* nicht verlassen haben, wenn wir noch eine ganze Nacht an Bord dieses halben Wracks bleiben müssen, dann gute Nacht.«

»Wäre es nicht klug, ein Floß zu bauen?« fragte Gordon.

»Ich habe auch schon daran gedacht. Um aber die Schanzkleidung abzubrechen — nur so erhalten wir das nötige Material —, fehlt uns jetzt die Zeit. Es bleibt uns nur die Jolle übrig, aber die ist bei schwerer See nutzlos. — Halt!« rief Briant plötzlich. »Man müßte versuchen, ein Tau durch den Klippengürtel zu ziehen und dessen Ende an einer Fels Spitze zu befestigen. Damit könnte es uns gelingen, bis zum Strand hinzugleiten . «

»Wer soll das machen?«

»Ich«, erklärte Briant.

»Ich werde dir helfen.«
»Laß nur, das mache ich schon.«
»Willst du dabei die Jolle benützen?«
»Nein, die müssen wir uns als allerletzte Hoffnung aufheben.«

Bevor Briant an die Arbeit ging, wollte er noch eine wichtige Anordnung treffen. An Bord befanden sich verschiedene Schwimmwesten, er befahl den Kleinen sie anzuziehen. Sollte die *Sloughi* sich auf die Seite legen, während er mit dem Tau beschäftigt war, mußten die Kleinen sich vielleicht selbständig über Wasser halten, und das war bei der stürmischen See nicht einfach.

Es war jetzt 10.15 Uhr. In 45 Minuten mußte die Ebbe den tiefsten Stand erreicht haben. An Bord befanden sich mehrere Tawe von über 30 m Länge, Briant wählte eines von mittlerer Dicke aus und befestigte es an seinem Gürtel.

»Achtung«, rief Gordon seinen Kameraden zu, »hierher auf's Vorderdeck; und laßt das Tau gleichmäßig nachgleiten.«

Briant wollte gerade über Bord springen, als ihn sein Bruder zurückhielt.

»Du willst wirklich in diesen Hexenkessel springen?«

»Keine Angst, Jacques! Ich schaff' das schon!«

Dann hechtete er ins Meer, tauchte sofort wieder auf und schwamm mit kräftigen Stößen vorwärts, während hinter ihm das Tau abrollte. Trotz größter Anstrengung kam er nur langsam vorwärts, immer wieder mußte er Wellenkämmen und tiefen, gefährlichen Strudeln ausweichen. Da

überschlugen sich plötzlich dicht vor ihm einige hohe Wellen und bildeten rasch einen Wirbel. Briant versuchte nach links abzdrehen, aber er hatte offensichtlich nicht mehr genügend Kraft, die rotierenden Wasserscheiben drehten ihn immer näher an den Abgrund heran.

»Hilfe!!! Zieht an!« schrie Briant, dann verschwand er unter einigen Wogen.

An Bord der *Sloughi* waren alle wie gelähmt.

»Einholen!!« schrie Gordon.

In wenigen Minuten war Briant, freilich bewußtlos, an Bord gehievt; doch kam er bald wieder zu sich. Der Versuch mit dem Tau war also gescheitert, keiner der anderen Kameraden war imstande, es noch einmal und mit mehr Aussicht auf Erfolg zu versuchen.

Mittag war bereits vorüber und das Meer begann langsam wieder anzusteigen. Da gleichzeitig Neumond war, mußte die Flut höher werden als in der Unglücksnacht zuvor. Der Wind peitschte das Land mit voller Wucht. Alle Kinder standen dicht beisammen auf dem Achterdeck, keiner sprach ein Wort, sie betrachteten den aufkommenden Sturm. Kurz vor 2 Uhr hatte die *Sloughi* sich wieder aufgerichtet. In diesem Moment kam ein schaumgekrönter, riesiger Wellenberg auf das Schiff zu, türmte sich meterhoch vor der Jacht auf, tobte über den Klippengürtel hinweg und hob die *Sloughi* auf, und ohne daß der Kiel die Felsen auch nur streifte, wurde das Schiff im Bruchteil einer Sekunde mitten auf den Strand getragen, kaum 200 Schritte von den Bäumen des hohen

Uferrandes entfernt. Und hier blieb es unbeweglich sitzen, während das Meer wieder zurückflutete.



*An Bord der Sloughi waren alle wie gelähmt.
Briant schwamm, hinter ihm rollte das Tau ab.*

3

Zur Zeit unserer Geschichte war die Pension Chairman eine der angesehensten Schulen in Auckland, der Hauptstadt der englischen Kolonie Neuseeland. Etwa 100 Kinder aus den besten Familien des Landes wurden hier erzogen und ausgebildet. Für die Maoris, den Eingeborenenstamm der Inselgruppe, standen andere, weniger vornehme und gründliche Erziehungsanstalten bereit. Die Pension Chairman besuchten nur junge Engländer, Franzosen, Amerikaner und Deutsche, ausnahmslos Söhne reicher Plantagenbesitzer, Kaufleute, Rentiers oder Beamter. Am 15. Februar 1860 begannen in Auckland die Ferien: 2 Monate Unabhängigkeit, 2 Monate Freiheit! Eine kleine, ausgesuchte Zahl der Chairman-Zöglinge durfte sich jetzt auf eine Seereise, eine Umsegelung Neuseelands an Bord der luxuriösen Jacht *Sloughi* freuen. Der von den betreffenden Eltern gecharterte Schoner war für eine 6wöchige Reise ausgerüstet worden, er gehörte dem Vater von Garnett, M. William Garnett, ehemals Kapitän der Handelsflotte, einem erfahrenen Mann also, dem man sich anvertrauen konnte. Die Zöglinge, die an der Fahrt der *Sloughi* teilnehmen durften, gehörten verschiedenen Abteilungen der Pension Chairman an. Hier ihre Namen sowie Alter, Charakter und Gewohnheiten. Mit Ausnahme zweier Franzosen, der Brüder Briant, und des Amerikaners Gordon sind alle englischer Abkunft.

Doniphan und Croß stammen beide aus der Familie reicher Landeigentümer; 13 Jahre und wenige Monate alt, Vettern und zur Zeit Mitglieder der 5. Abteilung. Der elegante, strebsame und sehr auf seine äußere Erscheinung bedachte Doniphan ist ohne Zweifel der herausragende Zögling. Ein gewisser aristokratischer Stolz hat ihm den Spitznamen »Lord Doniphan« eingetragen. Er ist ehrgeizig und immer darauf erpicht, die Hauptrolle zu spielen, was nur noch zugenommen hat, seitdem Briants Einfluß auf seine Kameraden gewachsen ist. Croß, ein gewöhnlicher Durchschnittsschüler, durchdrungen von einer kritiklosen Bewunderung für alles, was sein Vetter denkt, spricht oder tut. Der verschlossene, fleißige Baxter, 13 Jahre alt, Sohn eines Kaufmannes in relativ bescheidenen Vermögensverhältnissen, kommt ebenfalls aus der 5. Abteilung der Pension. Er zeichnet sich vor allem durch eine verblüffende Erfindungsgabe und durch besondere Fingerfertigkeit aus.

Webb und Wilcox, beide zwölfteinhalb Jahre alt, Söhne reicher Beamtenfamilien, Zöglinge der 4. Abteilung, sind beide ziemlich eigenwillig und sehr streitsüchtig.

Garnett und Service, 12 Jahre alt, der eine Sohn des pensionierten Flottenkapitäns, der andere Sohn eines wohlhabenden Farmers, stammen aus der 3. Abteilung und sind unzertrennliche Freunde. Garnett ist träge, aber gutmütig, Service hingegen ausgelassen und träumerisch. Mit Vorliebe rezitiert er die Abenteuer des Robinson Crusoe aus dem Gedächtnis.

Jenkins, Sohn des Vorsitzenden der »New Seeland Royal Society« und Iverson, Sohn eines Pfarrers, sind beide 9 Jahre alt.

Dole, achteinhalb, und Costar, 8 Jahre alt, sind beide Söhne von Offizieren der englisch-neuseeländischen Armee. Der aus Boston gebürtige Amerikaner Gordon ist 14 Jahre alt. Sowohl seine Erscheinung wie auch seine Haltung verraten deutlich die rohe Urwüchsigkeit des Yankee. Obwohl linkisch und schwerfällig, ist er doch der bei weitem gesetzteste aller Chairman-Schüler; er wird von allen sehr geschätzt, weil er ein scharfes Urteilsvermögen und viel gesunden Menschenverstand besitzt. Gordon ist Vollwaise, sein Vormund ließ sich vor einiger Zeit in Neuseeland nieder und seitdem besucht Gordon die Pension.

Die Brüder Briant sind die Söhne des berühmten Ingenieurs, der vor Jahren nach Neuseeland kam, um die umfangreichen und beschwerlichen Arbeiten der Sumpftrockenlegung im Inneren Ika-Na-Mawis zu leiten. Der ältere ist 13 Jahre alt, erwiesenermaßen hochintelligent und von ungewöhnlichem Gedächtnis, aber trotz dieser guten Anlagen nicht besonders fleißig. Zwischen ihm und Doniphan hat es schon immer Reibereien gegeben. Briant ist von der Zehe bis zum Haar ein echter Franzose, unternehmungslustig, kühn und etwas lässig gekleidet. Unter seinen Kameraden ist er außerordentlich beliebt. Als die *Sloughi* in Seenot geriet, zögerten nur einige wenige, eben jene Gruppen um Doniphan, ihm das Kommando zu überlassen.

Jacques, sein jüngerer Bruder, war bisher stets ein verrückter Spaßvogel, vielleicht sogar der lustigste der ganzen Pension. Er ersann immer neue Possen und Streiche, für die er dann anschließend lächelnd und irgendwie selbstbewußt die Strafe kassierte. Seit der Abfahrt des Schiffes jedoch hat er sich höchst auffallend verändert; keiner konnte sich diese Wandlung erklären.

Das also war die Kindergesellschaft, welche von einem fürchterlichen Sturm an ein ihnen unbekanntes Gestade des Stillen Ozeans geworfen worden war.

Eigentlich sollte die *Sloughi* während der Umsegelung Neuseelands von Garnetts Vater befehligt werden. Die Besatzung bestand aus einem Obersteuermann, 6 Matrosen, einem Koch und einem Schiffsjungen, jenem Moko, dessen Familie bei einem Ansiedler von Neuseeland beschäftigt war. Und nicht zu vergessen: Phann, den schönen Jagdhund Gordons. Als Abfahrtstag war der 15. Februar bestimmt worden. Die *Sloughi* lag, von dicken Sorrtauen gehalten, am äußersten Ende der Commercial-Pier, nahe der Seeseite des Hafens. Die Besatzung war nicht an Bord, als sich die jungen Passagiere am Abend des 14. Februar einschifften. Kapitän Garnett sollte erst eintreffen, wenn alles an Bord erledigt war. Nur der Obersteuermann und der Schiffsjunge empfingen Gordon und seine Kameraden, die übrige Mannschaft saß noch bei einem Glas Whisky in der Hafenbar. Nachdem alle Kinder untergebracht waren, ging auch der Obersteuermann noch kurz

einen heben. Schiffsjunge Moko legte sich schlafen.

Was sich anschließend zugetragen hat, wird wohl nie ganz geklärt werden. Sicher ist nur, daß sich die Taue entweder von selbst gelöst hatten oder daß sie von dritter Hand losgemacht wurden. An Bord hatte keiner etwas Verdächtiges bemerkt. Die Nacht lag tief und dunkel über dem Hafen und dem Golf Hauraki, vom Land her wehte ein ziemlich starker Wind, der Schoner wurde mit der rückströmenden Ebbe in die offene See hinausgetrieben. Als der Schiffsjunge erwachte, stampfte das Schiff, als werde es von schweren Wogen hin und her geworfen. Moko sprang mit einem Satz an Deck, aber zu spät: die Jacht trieb steuerlos dem offenen Meere zu, Mokos entsetzliche Angstschreie weckten einige der Zöglinge, sie kamen an Deck und riefen wie aus einem Mund um Hilfe. Umsonst. Von der Stadt und dem Hafen waren nicht einmal mehr die Lichter zu sehen, der Schoner war bereits mitten im Golf, 3 sm vom rettenden Ufer entfernt. Die Kinder versuchten unter Anleitung Mokos, ein Segel beizusetzen, um durch einige geschickte Kreuzmanöver in den Hafen zurückzugelangen, aber ihre Kraft reichte nicht aus, unter einem scharfen Westwind wurden sie nur noch weiter hinausgetrieben. Die *Sloughi* umschiffte Cap Colville, danach die Meerenge, vor ihr lag das offene Meer. Auf Hilfe vom Land konnten die Kinder jetzt nicht mehr rechnen, das wußten sie; in dieser Finsternis würde ein eventuell nachträglich vom Hafen ausgesandtes Schiff sie nur schwer,

wahrscheinlich aber überhaupt nicht ausmachen können. Wenn der Wind nicht bald umschlug, bestand keine Hoffnung mehr, in den nächsten Tagen gefunden zu werden. Moko befestigte am Topp des Fockmastes eine Signallaterne, vielleicht begegneten sie einem vorüberfahrenden Schiff. Mehr konnte man augenblicklich nicht tun.

Die Kleinen, welche nicht aufgewacht waren, ließ man weiterschlafen; ihr Schrecken hätte an Bord nur unnötige Unruhe verursacht.

Plötzlich tauchte 2 bis 3 sm vor ihnen ein schwacher Lichtschein auf, bald darauf konnte man auch 2 Positionslampen erkennen. Beide Lichter, das grüne wie das rote, waren gleichzeitig sichtbar, und das bedeutete, daß ein Dampfer direkt auf die *Sloughi* zuhielt. Vergeblich riefen und schrien die Kinder um Hilfe, das Klatschen und Schlagen der Wogen erstickte ihre Schreie. Zu allem Unglück riß noch die Leine, an welcher die Laterne befestigt war, nun verriet nichts mehr die Schiffbrüchigen. Der Dampfer jagte auf die *Sloughi* zu. Da krachte es auch schon, die Jacht war gerammt worden, und sie wäre unweigerlich versenkt worden, hätte nicht eine Welle das Schiff noch rechtzeitig abgedreht. Wenige Minuten später war der Dampfer in der Dunkelheit wieder verschwunden, keiner der Matrosen hatte die Jacht gesehen, keiner den Stoß auf eine Kollision mit einem anderen Schiff bezogen.

Als der Tag graute, starrten sie über eine öde Wasserwüste. Tagsüber begegneten sie keinem weiteren Schiff. Die Hoffnung auf Rettung sank schnell. Wie lange sollte diese Fahrt in den

sicheren Tod weitergehen? Wieder brach die Nacht herein. Man versuchte zwar, irgendwie zu manövrieren, aber man wußte ja überhaupt nicht, in welche Richtung man trieb. Um die schwereren Segel beizusetzen, fehlte den Kindern die Kraft. Sie mußten sich untätig dem Schicksal überlassen. Unterstützt von Moko, führte Briant in dieser aussichtslosen Lage das Kommando, auch Doniphan blieb vorerst nichts anderes übrig, als sich seinem Wort zu beugen. Briant schonte sich dabei keineswegs, Tag und Nacht hielt er mit dem Fernrohr Ausschau, er fertigte einige Notizen über den Verbleib der *Sloughi* an und übergab sie dem Meer als Flaschenpost, mehr war im Moment unmöglich. Inzwischen trieb der Westwind die Jacht immer weiter in den Stillen Ozean hinaus. Was sich weiter zutrug, wissen wir bereits.

In Auckland war das Verschwinden der Jacht noch in der Nacht vom 14. auf den 15. Februar bemerkt worden. Kapitän Garnett wurde zwar sofort benachrichtigt, aber auch er konnte nur entsetzt mit den Achseln zucken. 2 kleine Dampfer wurden unverzüglich auf die Reise geschickt, um den Golf abzusuchen. Die ganze Nacht kreuzten sie in den Küstengewässern, danach kehrten sie allein zurück. Die *Sloughi* blieb verschollen. Sie hatten nur einige Trümmer aufgefischt, die nach der Kollision mit dem peruanischen Dampfer *Quito* abgesprengt worden waren, auf diesen Bruchstücken waren noch 3 bis 4 Buchstaben des Namens *Sloughi* deutlich zu lesen. Es bestand demnach in Auckland kein Zweifel darüber, daß die Jacht gesunken war.

4

Die Küste war verlassen, wie es Briant von der Raa des Fockmastes aus beobachtet hatte. Seit einer Stunde lag der Schoner nun schon am Ufer. Weder unter den am Uferrand wachsenden Bäumen noch neben der Riomündung sah man Häuser, Hütten oder auch nur Zelte. Kein Eingeborener war zu sehen. Nicht einmal eine Fußspur zeigte sich auf dem Sandstrand.

»Da wären wir also«, sagte Gordon, »immerhin etwas; ich würde nur gerne wissen, wo wir sind!«

»Hauptsache, dieses Land ist nicht ganz unbewohnt«, erwiderte ihm Briant, »für einige Zeit haben wir Vorräte und Munition. Was uns fehlt, ist ein anständiges Dach überm Kopf. Zumindest die Kleinen brauchen ein Obdach. Also, worauf warten wir?«

»Ja, du hast recht!«

»Wir werden noch genügend Zeit haben, um herauszufinden, wo wir gestrandet sind; zuerst mal etwas über den Kopf, dann weitersehen, nicht wahr? Wenn es Festland ist, hätten wir ja einige Aussichten auf Rettung, ist es jedoch eine Insel . . . eine unbewohnte Insel . . . aber wir werden sehen. Gehen wir auf Entdeckungsreise, Gordon.«

Beide Jungen erreichten schnell den Waldrand, der sich schräg zwischen dem Steilufer und der rechten Rioseite 300 bis 400 Schritt stromaufwärts hinzog. Im Unterholz fand sich ebenfalls keine Spur, weder ein Durchhau noch ein ausgetretener

Fußpfad. Alte morsche Stämme lagen hie und da auf dem Boden, die beiden Jungen sanken bis ans Knie in den weichen Laubteppich ein.

In 10 Minuten hatten Briant und Gordon das Gehölz durchschritten, dessen Dichte an der felsigen Rückseite beträchtlich zunahm und zuletzt wie eine meterhohe Mauer aussah. Es wäre für die Schiffbrüchigen gut gewesen, hätten sie an dieser wind- und seegeschützten Mauerwand irgendeinen Überhang oder eine Grotte gefunden, aber sie entdeckten nicht einmal einen begehbaren Einschnitt, durch den sie weiter ins Innere des Festlandes oder der Insel vordringen konnten. Man mußte also wohl oder übel um das ganze Steilufer herumwandern.

Etwa eine halbe Stunde gingen die Kinder längs des Strandes nach Süden, dann hatten sie das rechte Ufer des Rio erreicht, der in vielen kleinen Windungen ostwärts verlief. Wuchsen hier auf dieser Seite noch Bäume und Gräser, so zeigte die andere nur eine fahle Ebene ohne jede Bodenerhebung. Man glaubte, einen ungeheuren Sumpf vor sich zu sehen, der sich bis hin zum südlichen Horizont ausdehnte. Enttäuscht darüber, das Land nicht von der Höhe des Steilufers aus überblickt zu haben, kehrten Briant und Gordon wieder zu ihren Kameraden zurück. Doniphan und einige andere liefen auf den Felsen herum, während sich Jenkins, Iverson, Dole und Costar mit dem Sammeln von Muscheln vergnügten. In einem Gespräch mit den Größeren erläuterten Briant und Gordon ihre Entdeckungen. Bevor diese Untersuchungen nicht weiter und erfolgreich

ausgedehnt werden konnten, war es ratsam, den Schoner nicht zu verlassen. Dieser war zwar nicht mehr ganz heil, aber er konnte den Zöglingen durchaus noch als Wohnstätte dienen. Der Salon, die Küche sowie die übrigen Räume im hinteren Teil boten vorerst hinreichend Schutz gegen den Sturm.

Es war wirklich ein Glück, daß die Springflut die *Sloughi* über die Klippenbank hinweg auf den Strand geworfen hatte, wie hätten die Kinder sonst die Konserven, Waffen, Kleider und Geräte aller Art an Land schaffen sollen? Wenn der Schoner auch nicht wieder flottgemacht werden konnte, so war er doch immerhin bewohnbar geblieben, da sein Oberdeck allen Stürmen widerstanden hatte. Zwar würde er unter der Sonnen- und Regeneinwirkung langsam aus den Fugen gehen, aber bis dahin hoffte man, eine Stadt oder ein Dorf aufgefunden zu haben, von wo aus Hilfe geholt werden konnte. Die Kinder richteten sich also an Bord der *Sloughi* ein. Die am Backbord befestigte Strickleiter diente als Treppenaufgang zur Jacht. Moko und Service tischten bald eine herzhafte Mahlzeit auf, die allen guttat. Die kleinsten verfielen rasch wieder in ihre gewohnte Heiterkeit, nur Jacques hielt sich zurück. Die Veränderung seiner Verhaltensweise war unerklärlich, er selbst wich allen diesbezüglichen Fragen beharrlich aus. Stark ermüdet nach so vielen Tagen und Nächten legten sich die Kinder schlafen. Briant, Gordon und Doniphan wollten sich auf Wache ablösen, um einen möglichen Überfall von Eingeborenen oder einen Angriff wilder Tiere rechtzeitig abwehren zu können. Doch nichts

geschah: die Nacht verlief ohne jede Störung und als die Sonne aufging, machten sich alle gestärkt wieder an die Arbeit. Zuerst war es nötig, sich Rechenschaft über die noch unverdorbenen Vorräte zu geben und dann die Waffen, Instrumente, Geräte, Werkzeuge, Kleidungsstücke und so weiter aufzunehmen. Die Ernährungsfrage schien am dringlichsten zu sein, da die Küste völlig verlassen schien. Aber vielleicht konnte man durch Fischen und Jagen, falls es hier eßbares Wild geben sollte, die Vorräte auffrischen. Ein Überschlag ließ erkennen, daß, abgesehen von dem in reichlichen Mengen vorhandenen Schiffszwieback, die Konserven, der Schinken, das Fleischbiscuit, das Corned beef, Salzfleisch und die einzelnen Leckerbissen in Dosen nicht länger als 2 Monate ausreichen würden, selbst wenn man ausgesprochen sparsam damit umging. Es empfahl sich also von selbst, sofort auch auf die Erzeugnisse der Natur zurückzugreifen, um den Proviant zu schonen, besonders für den Fall, daß es irgendwann einmal notwendig werden würde, einige 100 km weiter landeinwärts zu ziehen, um eine Stadt zu erreichen.

»Ist nach unserer Strandung Meerwasser in den Schiffsrumpf eingedrungen?« fragte Baxter.

»Das werden wir erst merken, wenn wir die Kisten öffnen, die beschädigt worden sind«, sagte Gordon. »Man müßte die leicht verdorbenen Lebensmittel aufkochen, dann könnten wir sie nämlich noch verwenden.«

»Wird gemacht!« sagte Moko.

»Dann los, denn während der ersten Tage werden wir ohnehin gezwungen sein, unseren Vorrat anzubrechen.«

»Könnten wir nicht heute schon auf die Jagd gehen?« fragte Wilcox.

»Ja! . . .Ja!« riefen Dole und Costar.

»Warum nicht sofort fischen gehen. Wer will mit mir?« fragte Webb vorlaut.

»Ich . . . ich!« riefen die Kleinen.

»Aber nicht nur die Schnur baden, sondern vielleicht auch mal was ans Land ziehen.« »Wenn was anbeißt, gern!«

»Wir können Schaltiere fürs Frühstück sammeln«, schlug Service vor.

»Moko, du wirst Jenkins, Dole, Costar und Iverson begleiten, damit nichts passiert«, sagte Gordon. »Gehst du nicht mit, Jacques?« fragte Briant seinen Bruder.

»Nein!«

Sobald die Kleinen sich entfernt hatten, machten sich die Großen an die Bestandsaufnahme. Doniphan, Croß, Wilcox und Webb sichteten die Waffen, Kleider und Geräte, während Briant, Garnett, Baxter und Service berechneten, was an Getränken, an Wein, Bier, Brandy, Whisky und Gin, die sich in 10 bis 30 Gallonen enthaltenden Fäßchen im unteren Raum befanden, noch vorhanden war. Gordon trug die Zahlen dann in sein Notizbuch ein. Zuerst stellte sich bei dieser Inventur heraus, daß noch eine vollständige Ausstattung Segel und Takelwerk sowie Leinen, Seile und Taue an Bord waren; wäre also die Jacht

noch flott, so hätte man sie sehr schnell wieder segelklar machen können. Aber immerhin konnte man einiges als Netze oder Zeltplanen verwenden. Was die Waffen betrifft, so konnte Gordon folgendes in sein Notizbuch eintragen: 8 Zentralfeuer-Jagdgewehre, eine Entenflinte und 12 Revolver, dazu kamen 300 Patronen für die Hinterlader, 2 Tonnen Pulver und eine große Menge Blei, Schrot und Kugeln. Die Pulverkammer enthielt daneben noch große Mengen Raketen, die man ausgezeichnet als Nachtsignale verwenden konnte, außerdem etwa 30 Kartuschen und Projektile für die beiden kleinen Bordkanonen, mit denen man sich unliebsame Gäste vom Leib halten konnte. Die Kisten und Koffer der Mannschaft enthielten so viele Kleidungsstücke, daß man sich bei Kälteeinbrüchen gut verummummen konnte. Auch das Bettzeug war noch vollständig erhalten. Von den Instrumenten war folgendes an Bord: 2 Aneroid-Barometer, 1 hundertteiliges Weingeist-Thermometer, 2 Schiffsuhren, mehrere Kupfertrompeten, 3 Fernrohre mit schwächerer und stärkerer Vergrößerung, 1 Deckkompaß im Häuschen und 2 tragbare Geräte, 1 Sturmglas, welches Unwetter ankündigt, mehrere englische Flaggen und ein Exemplar jener Halketts-Boote, die sich zu einem Reisesack zusammenfügen lassen, mit denen man jedoch leicht einen Fluß oder See überqueren kann. Die Werkzeuge waren ebenfalls fast vollständig, vom Nähfaden über die Schraube bis zu Feuerstählen, alles war intakt. Dazu kamen Land- und Seekarten, Bücher, Papier, Schreibfedern etc. Im Geldschrank der Jacht

fanden die Kinder zudem noch eine Summe von 500 Pfund in Goldstücken.

Einige Zeit konnte man also doch berechnete Hoffnung haben, zu überleben. Aber was, wenn sich eindeutig herausstellen sollte, daß sich die Kinder auf einer unbewohnten Insel befanden? Eine Reparatur der Jacht lag nicht mehr im Bereich des Möglichen, dazu waren die Kinder zu schwach ; auch der Gedanke an ein breites Floß wurde Verworfen. Wie sollte man ohne fremde Hilfe über den Stillen Ozean kommen?

Gegen Mittag kamen die Kleinen unter Moko's Führung wieder zur *Sloughi* zurück, sie brachten einen reichlichen Vorrat an Schattieren mit. Eier mußte es auch geben, denn Moko erzählte von zahllosen eßbaren Felsentauben, die in den Spalten des hohen Steilufers nisteten.

»3 bis 4 Flintenschüsse genügen für Dutzende von Tauben«, sagte Moko begeistert, »und die Nester heben wir einfach aus, das dürfte mit Tauen und Hacken nicht sehr schwierig sein.«

»Einverstanden«, bemerkte Gordon, »vielleicht hat Doniphan Lust, schon morgen auf die Jagd zu gehen.«

»Mit Vergnügen. Webb, Groß, Wilcox, ihr begleitet mich doch dabei?!«

»Na klar«, kam es wie aus einem Mund.

»Ich empfehle euch jedoch«, wendete Briant ein, »nicht gleich aus allen Löchern zu knallen, «wir dürfen Pulver und Blei nicht unnützlich vergeuden.«

»Schon gut«, murrte Doniphan, der solche Ermahnungen haßte, »wir nehmen nicht zum

erstenmal ein Gewehr in die Hand, deine Ratschläge sind also völlig überflüssig.«

Da meldete Moko, daß das Frühstück fertig sei. Alle kletterten an Bord der *Sloughi* und nahmen im Speisesalon Platz. Bei der Schiffslage neigte sich die Tafel merklich nach Backbord, aber das belästigte keinen der Knaben. Man verschlang den Zwieback, das Corned beef und die Miesmuscheln in einem Rutsch, zum Abschluß gab es dann für jeden einige mit Wasser verdünnte Tropfen Brandy. Nachmittags machte man sich wieder an verschiedene Aufräumarbeiten, Jenkins und seine Freunde fischten im Fluß. Mit Ausnahme von Baxter und Wilcox, die auf Wache gingen, legten sich alle früh schlafen.

5

Insel oder Festland — das blieb die lebenswichtige Frage, mit der sich Briant, Gordon und Doniphan beschäftigten. Jedenfalls lag dieses Land nicht in der Tropenzone, das bewies seine Pflanzenwelt, die Eichen, Birken, Buchen, Fichten und Tannen, das zeigten die verschiedenen Steinbrecharten, die im mittleren Teil des Stillen Ozeans nicht vorkommen. Es schien sogar, als liege dieser Flecken näher am Südpol als an Neuseeland, was auf einen sehr strengen Winter schließen ließ.

»Schon aus diesem Grund«, erklärte Gordon, »scheint es mir ratsam zu sein, daß wir uns nicht endgültig auf diesem Teil der Küste ansiedeln.«

»Mein ich auch«, stimmte Doniphan zu, »doch wenn wir die schlechte Jahreszeit herankommen lassen, wird es zu spät sein, einen bewohnten Ort aufzusuchen.«

»Immer Geduld, lieber Doniphan«, sagte Briant, »jetzt ist erst Mitte März.«

»Ende April beginnt die Schlechtwetterzeit, und wenn man den Weg berücksichtigt, den wir zurücklegen müssen, um . . .«

»Vorausgesetzt, daß es überhaupt einen Weg gibt.«

»Warum denn nicht!«

»Wenn es tatsächlich einen gibt«, mischte sich wieder Gordon ein, »wer sagt uns dann, wohin er führt?«

»Ganz egal«, erwiderte Doniphan, »ich sehe nur das eine: wir müssen den Schoner vor Eintritt der Kälte und Regenzeit verlassen haben, deshalb ist es ganz witzlos, bei jedem Vorschlag gleich Schwierigkeiten zu wittern. Hauptsache, wir verschwinden hier rechtzeitig.«

»Sich über Probleme klar sein, ist noch nie ein Fehler gewesen. Einfach in ein unbekanntes Land stolpern, ist närrisch.«

»Sehr einfach, die gleich Narren zu nennen, die nicht eurer Ansicht sind.«

Bevor es wieder zum Krach kam, trat Gordon vermittelnd dazwischen.

»Streitereien haben keinen Sinn. Um aus dieser Gefahr herauszukommen, muß man sich miteinander verständigen. Selbstverständlich würden wir alle sofort aufbrechen, wenn wir wüßten, ob hier Menschen leben, die uns helfen. Ist das aber anzunehmen?«

»Was zum Teufel«, rief Doniphan hitziger, »wenn wir nach Süden, nach Norden und nach Osten wandern, müssen wir einmal ans Ziel gelangen.«

»Immer angenommen, wir befinden uns auf dem Festland«, setzte Briant hinzu.

»Davon müssen wir uns aber doch erst durch die Wanderungen überzeugen!!«

»Ein logischer Zirkel, meine Herren Zöglinge!« scherzte Gordon, um die Gemüter einigermaßen zu beruhigen. Aber Doniphan war schon zu sehr erregt, um sich durch solche Geistreicheleien besänftigen zu lassen.

»Die *Sloughi* wird demnächst auseinanderfallen, sie kann dem schlechten Wetter nicht sehr lange standhalten.«

»Zugegeben, aber dennoch müssen wir wissen, wohin wir gehen.«

»Ich bin bereit, auf Kundschaft auszuziehen«, sagte da Briant.

»Ich auch«, fügte Doniphan an.

»Da wir die Kleinen auf so beschwerliche Unternehmungen nicht mitnehmen können, müssen 2 bis 3 genug sein.«

»Schade, daß hier kein Gipfel ist, von dem aus man Ausschau halten kann.«

»Ehe wir das Steilufer untersuchen, sollten wir erst die Gegend um den Rio durchforschen«, warf Gordon ein. »Gehen wir zum nördlichen Ende der Bai, von dort müßten wir weit sehen können«, überlegte Briant.

»Daran dachte ich auch schon; jenes Kap muß sogar das Steilufer überragen.«

»Ich biete mich an, dorthin zu gehen«, sagte Briant.

»Wozu denn?« fragte Doniphan. »Was soll denn von dort aus zu sehen sein?«

»Aber versuchen kann man es doch immerhin!«

Tatsächlich erhob sich am Ende der Bai eine Art Felshügel, der auf der einen Seite schroff zum Meer abfiel und auf der anderen in das lange Steilufer überzugehen schien. Von der *Sloughi* aus war er etwa 9 km entfernt. Gordon schätzte seine Höhe auf 150 m. Reichte das aus, um einen Großteil des Hinterlandes übersehen zu können?

Jedenfalls konnte man sehen, was jenseits des Vorgebirges lag und ob die Küste sich nach Norden hin unbegrenzt fortsetzte. Es wurde also beschlossen, diesen Plan auszuführen, obgleich Doniphan den Nutzen dieser Unternehmung nicht einsehen wollte. Gleichzeitig wurde bestimmt, die *Sloughi* nicht eher zu verlassen, als bis man mit Sicherheit wußte, ob man an der Küste eines Festlandes gescheitert war oder nicht. Und dieses Festland konnte dann nur Amerika sein.

Während der 5 folgenden Tage konnte der geplante Ausflug nicht ausgeführt werden. Das Wetter war dunstig geworden, zuweilen nieselte ein feiner Regen herab. Doch deshalb waren diese Tage nicht verloren — man nutzte sie, um verschiedene Arbeiten zu erledigen, vor allem mußten die für ausgewachsene Seeleute bestimmten Kleidungsstücke umgenäht werden, was Moko besorgte. Unter Führung Garnetts oder Baxters zogen die Kleinsten dann und wann den Strand hinunter, um Muscheln zu sammeln oder mit Schnüren und Netzen im Rio zu angeln. Für sie war es ein Heidenspaß, für die anderen eine Mahlzeit mehr, ohne den Vorrat weiter zu dezimieren. Sie waren so beschäftigt, daß sie gar nicht über den Ernst ihrer Lage nachdenken konnten, wahrscheinlich ging es ohnehin über ihr Begriffsvermögen weit hinaus. Sie dachten zwar hin und wieder an ihre Eltern in Auckland, aber sie dachten nicht daran, daß sie sie möglicherweise überhaupt nie mehr wiedersehen würden. Gordon und Briant hatten sich ganz der Instandhaltung der *Sloughi* gewidmet, dabei half auch Service ein

wenig mit. Er liebte Briant und mied die Gruppe um Doniphan, auch Briant empfand für ihn eine ausgesprochene Zuneigung.

»Unsere *Sloughi* ist von einer Welle an den Strand geworfen worden, ohne allzusehr demoliert worden zu sein«, schwärmte Service. »Diesen Vorzug hatten weder Robinson Crusoe noch der Schweizer Robinson auf ihren erdichteten Inseln.«

Und Jacques Briant? Es schien, als plagten ihn irgendwelche Gewissensbisse. Manchmal half er seinem Bruder beim Ausbessern der Jacht, aber wenn man ihn nach seinen Sorgen fragte, gab er nur widerwillig und kurz Antwort. Briant bedrückte dieses unerklärliche Benehmen. Wie konnte man aus ihm etwas herausbekommen, was seinen Zustand erklärte? War vielleicht seine Gesundheit angegriffen? Auf jede diesbezügliche Frage antwortete Jacques schnell und entschieden mit Nein.

»Nein, nein, mir fehlt nichts, gar nichts!«

Vom 11. bis 15. März gingen Doniphan, Wilcox, Webb und Groß regelmäßig auf Vogeljagd. Sie benahmen sich so auffällig solidarisch, daß es den andern klar wurde, wie sehr sie bemüht waren, zu zeigen, daß sie eine besondere Gruppe bildeten. Gordon sprach Doniphan einmal darauf an und versuchte ihm zu erklären, daß es bitter nötig sei, gerade in dieser fatalen Situation eine bruchlose Einheit zu sein, worauf Doniphan nur kalt lächelte. Die Jagd selbst war jeden Tag sehr erfolgreich, wenn auch Moko, der Küchenchef, nicht mit allen Vögeln etwas anfangen konnte. So zählten Seeraben, Möwen, Meerschwalben und

Silbertaucher zur Ausschußware. In die Pfanne wanderten vor allem Felstauben, Gänse und Enten.

Langsam drängte es alle, das Vorgebirge zu besteigen, um endlich die Frage beantworten zu können, ob dieser Strand zu einem Festland oder zu einer Insel gehörte. Von der Antwort hing ja viel, sehr viel ab, vielleicht sogar alles, sie konnte über Leben und Tod entscheiden. Am 15. März schien die Witterung günstig für die Besteigung. Die Dunstschleier waren über Nacht verschwunden, die Sonne machte die Sicht klar. An sich hatten Briant und Gordon vorgehabt, dieses Unternehmen zu bestreiten, aber es war Gordon zu gefährlich, seine Kameraden allein mit Doniphan zurückzulassen. Am Abend des 15., als das Barometer auf Schönwetter zeigte, teilte Briant Gordon mit, daß er am Morgen des folgenden Tages aufbrechen werde. Ein Tag mußte ihm genügen, um die Strecke von 13 km — Hin-und Rückweg gerechnet — zu bewältigen. Vor Einbruch der Nacht wollte er wieder zurück sein. Briant brach also mit dem ersten Tagesgrauen auf, ohne daß die anderen Kinder etwas davon wußten. Er hatte nur einen Stock und einen Revolver bei sich, zur Erleichterung der Sicht besaß er außerdem ein Fernrohr. Briant folgte zuerst der Küstenlinie. Je mehr sich das Steilufer der Klippenbank näherte, um so beschwerlicher wurde das Marschieren, der Sandstreifen wurde zusehends schmaler und die Brandung brach wuchtig herein. Briant mußte jetzt über nasse Felsblöcke und schlüpfrige See-Eichen gehen, um Seelachen herumwandern und über

loses Gestein balancieren, was ihn 2 volle Stunden mehr kostete.

»Ich muß das Kap vor Wiedereintritt des Hochwassers erreichen!«

Dieser Teil des Landes wurde von der Flut jedesmal völlig überschwemmt. Briant versuchte also, den kürzesten Weg einzuschlagen, zuweilen mußte er Stiefel und Strümpfe ausziehen und durch kniehohes Wasser waten, zudem waren die Klippenwanderungen höchst gefährlich, denn leicht konnte sich ein Fels lösen und ihn mit ins Meer stürzen. An verschiedenen Stellen der Bai sah er Pelzrobben, die nicht die geringste Furcht zeigten. Das bewies, daß seit Jahren keine Jagd mehr auf sie gemacht worden war und also keine Fischer hierherkamen. Außerdem mußte diese Küste in noch höherer Breite liegen, als er zuerst vermutet hatte, in jedem Fall südlicher als Neuseeland. Der Schoner war also bei seiner Irrfahrt über den Stillen Ozean beträchtlich nach Südosten abgetrieben. Es war schon 10 Uhr morgens, ein Beweis, wieviel Zeit Briant für die letzten paar Kilometer gebraucht hatte; erschöpft und ausgehungert, hielt er es für das beste, sich erst einmal mit Fleisch und Wasser zu stärken, bevor er die Besteigung des hohen Vorgebirges in Angriff nahm. Allein und von seinen Kameraden weit entfernt, versuchte er sich über die Lage der kleinen Gesellschaft klarzuwerden. Vor allem Doniphans Benehmen machte ihm Sorgen. Eine Spaltung der Gruppe mußte die schwersten Folgen für alle Schiffbrüchigen haben, das wußte er. Dann dachte er an seinen Bruder, der ihm

irgend etwas verheimlichte; er wollte so lange in ihn dringen, bis er ihm seinen Kummer gestand.

Briant dehnte seine Ruhepause ungefähr eine Stunde aus, um wieder richtig zu Kräften zu kommen, dann packte er seine Sachen zusammen und ging weiter. Er beobachtete, daß eine enge Schlucht das Vorgebirge vom Steilufer trennte; auf der anderen Seite erstreckte sich das Vorland über Sehweite nach Norden hinaus. Die Ersteigung war ziemlich beschwerlich, Briant mußte von einem Fels zum anderen springen, wäre er nicht ein so vorzüglicher Kletterer gewesen, hätte er sicherlich wieder umkehren müssen, denn oft genug konnte er nur mit Mühe die obere Kante einiger Felsbrocken erklimmen. Endlich aber war er oben angelangt. Mit dem Fernrohr schaute er nach Osten. Diese Gegend war völlig flach, das Steilufer war bisher die größte Erhebung dieses Landes. Überall sah man Wälder. Es hatte nicht gerade den Anschein, als begrenzte das Meer an dieser Seite das Land. Die Frage, ob Festland oder Insel, mußte also immer noch unbeantwortet bleiben; dazu war eine weitere längere Reise nach Osten notwendig. Nach Norden zu erkannte Briant kein Ende des Vorlandes, nach Süden zu und hinter dem anderen Vorgebirge, das sich dort am Ende der Bai erhob, verlief die Küste von Nordosten nach Südwesten und begrenzte einen ausgedehnten Sumpf, der mit dem öden Vorland im Norden auffallend kontrastierte.

Briant schwenkte das Fernrohr nach allen Seiten. War er mit seinen Kameraden auf einer Insel oder auf einem Festland? War es eine Insel,

so mußte sie ziemlich groß sein, mehr war vorläufig nicht auszumachen. Er wandte sich der Westseite zu. Das Meer glänzte unter den schrägen Strahlen der Sonne, die allmählich zum Horizont herabsank. Plötzlich fuhr er zusammen.

»Schiffe!!« rief er, »vorübersegelnde Schiffe!« Am äußersten Rand der Meeresfläche zeigten sich tatsächlich 3 schwarze Punkte. Briant war seltsam erregt. War er nur das Opfer einer Augentäuschung oder sah er dort wirklich Schiffe? Er konnte trotz größter Anstrengung weder Rauchsäulen noch Segel erkennen, nur die 3 dunklen Punkte auf der Linie zwischen Meer und Himmel. Aber diese Punkte bewegten sich nicht; es waren wohl nur 3 kleine Inseln, sagte sich Briant enttäuscht.

Jetzt war es 14 Uhr. Die Ebbe setzte bereits wieder ein und legte den seitlichen Klippengürtel frei. Briant mußte aufbrechen. Aber er wollte vorher noch einmal einen kurzen Blick nach Osten machen, wie um sich zu vergewissern, daß er auch nichts Entscheidendes übersehen habe. Er sollte diese Mühe nicht zu bereuen haben, denn jetzt sah er jenseits der Wälder deutlich eine bläuliche Linie, die sich von Norden nach Süden hin fortsetzte, eine Linie, deren Enden sich in den Wäldern verliefen.

»Was ist das?« fragte er sich.

Noch einmal blickte er scharf hinaus.

»Das Meer!... Ja ... das ist das Meer!«

Fast wäre ihm sein Fernrohr aus den Händen gefallen. Da, sich das Meer auch im Osten erstreckte, war jetzt jeder Zweifel beseitigt: dieses Land war kein Festland, sondern eine Insel, eine jener Inseln in der grenzenlosen Weite des Stillen

Ozeans, von der sie wohl nie mehr fortkommen würden. Briants Herz krampfte sich bei diesen Gedanken zusammen, die Enttäuschung lahmt ihm all seine Glieder. Aber dennoch durfte er sich nicht niederdrücken lassen! Eine Viertelstunde später war Briant wieder zum Strand hinuntergestiegen, gegen 17 Uhr erreichte er die *Sloughi*, wo ihn alle mit Ungeduld erwarteten.

6

Nach dem Abendessen erzählte Briant von seiner Reise, danach faßte er zusammen :

»Im Osten, jenseits der Wälder, habe ich eine sehr deutliche Wasserlinie wahrgenommen, die von Norden nach Süden verläuft. Ich zweifle nicht, daß es sich dabei um das Meer handelt. Die *Sloughi* ist also auf eine Insel geworfen worden.«

Anfänglich war unter den Großen, die Briant zuhörten, große Erregung. Doch da meldete sich Doniphan.

»Das sagt noch gar nichts, vielleicht hat sich Briant auch getäuscht!«

»Ja, Briant«, pflichtete Croß ihm bei, »möglicherweise hast du alles mit einer niedrig hängenden Wolkenbank verwechselt.«

»Nein, nein, ich bin fest überzeugt, daß sich im Osten Wasser befindet, das wohl zum Meer gehört.«

»In welcher Entfernung?«

»Etwa 9 km vom Vorgebirge!«

»Und bis dahin gab es keine Berge?«

»Nein, nur Himmel!«

Briant war seiner Sache sicher. Und Doniphan beharrte darauf, dessen Ausführungen anzuzweifeln.

»Ich wiederhole«, erklärte er, »Briant kann sich täuschen. Solange wir uns nicht mit eigenen Augen überzeugt haben ...«

»Wird sehr bald geschehen«, unterbrach ihn Gordon. »Wir müssen genau wissen, woran wir sind.«

»Ich möchte noch sagen«, fügte Baxter an, »daß wir keinen Tag verlieren dürfen. Die schlechte Jahreszeit kommt immer näher.«

»Morgen werden wir, falls es das Wetter erlaubt, einen mehrtägigen Ausflug unternehmen«, sagte Gordon.

»Ausgezeichnet, und wenn wir die andere Seite der Insel erreicht haben. ..«

»Wenn es eine Insel ist«, beharrte Doniphan.

»Aber es ist eine, glaub mir. Ich habe das Meer doch deutlich genug wahrgenommen. Du widersprichst nur aus Gewohnheit, Doniphan.«

»Bist du denn unfehlbar?«

»Davon sprechen wir ja nicht. Ich werde noch einmal die Sache untersuchen, wenn du mich dabei begleiten willst... «

»Komisch, das ist doch klar, daß ich mich selbst davon überzeugen werde.«

»Und wir auch!« riefen die anderen.

»Langsam, Freunde, alle können wir nicht gehen; die Kleinsten müssen ohnehin zurückbleiben, außerdem muß dann noch eine Aufsicht dasein, um sie eventuell zu beschützen. Man weiß ja nie! Außer Doniphan und Briant können noch 2 andere mitgehen.«

»Ich!« meldete sich Wilcox.

»Und ich!« rief Service.

»Meinetwegen«, antwortete Gordon.

So eilig es Briant und Doniphan mit ihrer Reise hatten, so mußten sie diese noch vertagen, da sich am Himmel Regenwolken zusammenbrauten. Am nächsten Morgen schüttete es in Strömen, an einen Aufbruch war gar nicht zu denken. Gordon vertrieb sich die Zeit damit, herauszufinden, an welcher Stelle die *Sloughi* gestrandet war. Der Stielersche Atlas, er gehörte zur Bibliothek der Jacht, enthielt einige Karten vom Stillen Ozean. Verfolgte man die Strecke von Auckland bis zur Westküste Amerikas, so lagen nördlich davon und zugleich jenseits der Pomoru-Inseln nur die Osterinsel und die Insel Juan Fernandez, auf der Selkirk, ein wirklicher Robinson, einen Teil seines Lebens verbracht hatte. Südlich der Strecke lag nichts. Östlich stieß man auf die längs der chilenischen Küste verstreuten Chiloe- oder Madre-de-Dios-Inseln und tiefer unten auf die Magellanstraße und auf Feuerland, wo nachweislich die heftigsten Stürme auftreten.

Während der folgenden 14 Tage konnte die geplante Reise zur Erforschung der Wasser- und Landverhältnisse nicht ausgeführt werden; es regnete von morgens bis abends, und vom Meer her heulte ein fürchterlicher Sturm. Die Kinder konnten die *Sloughi* nicht verlassen, sie mußten vielmehr die jetzt beim Unwetter auftretenden Schäden unverzüglich ausbessern; sie hatten alle Hände voll zu tun, damit kein Regen durch die Luken und Ritzen drang. Jetzt sah man, wie wichtig es wurde, endlich ein geschützter gelegenes Obdach ausfindig zu machen, bevor der Winter hereinbrach. An eine Umsiedlung in den fernen

Ostteil war augenblicklich nicht zu denken, aber lange hielt die *Sloughi* wohl nicht mehr stand. Da auch der Westabhang des Steilufers keinen Schutz bot, mußte man sehr bald auch nach anderen Richtungen wandern. Gordon hätte gerne das Reservesegel zur Umhüllung des ganzen Schiffsrumpfes gebraucht, aber er entschloß sich dann doch nach redlicher Überlegung, die Plane zu schonen, denn sicherlich mußte man einmal unter freiem Himmel nächtigen, und dann würden sich poröse Stellen tragisch auswirken. Mittlerweile war die gesamte Ladung in einzelne, handliche Ballen verteilt; in Gordons Notizbuch stand jeder Gegenstand genau verzeichnet, der im Notfall schleunigst an Land geschafft werden mußte.

Am 27. März gab es einen bedeutsamen Fang. Im Lauf des Nachmittags, als der Regen für kurze Zeit nachließ, angelten die Kleinen mit ihren Fanggeräten am Rio. Plötzlich hörte man laute Schreie. Gordon, Briant, Service und Moko, die an Bord der Jacht beschäftigt waren, eilten sofort zu Hilfe.

»Schnell hierher!« rief Jenkins. »Seht nur Costar mit seinem Renner.«

»Ich will herunter!« schrie Costar weinend.

Costar ritt auf einer großen Schildkröte, einer jener gewaltigen Chelonier, die man meist schlafend auf dem Meer treiben sieht. Die Kinder hatten sie am Strand überrascht, und jetzt versuchte sie, so schnell wie möglich wieder ins Meer zurückzukommen. Sie hatten eine Leine um den Hals des Tieres gelegt und versuchten so, sie aufzuhalten, aber sie war dermaßen kräftig, daß sie

die ganze Kindergesellschaft hinter sich herzog. Aus Scherz hatte Jenkins den kleinen Costar auf den Rückenschild gesetzt.

»Nur Mut, Costar«, lächelte Gordon.

Briant konnte sich des Lachens nicht erwehren; die Szene war nicht gefährlich, sondern umwerfend komisch. Es war nur wichtig, das Tier zu fangen. Der Revolver, den Gordon und Briant vom Schoner mitgenommen hatten, war unnütz, denn so ein Rückenpanzer verträgt eine Kugel ohne jeden Schaden.

»Es gibt nur ein Mittel«, sagte Gordon, »wir müssen sie auf den Rücken drehen.«

»Aber wie?« fragte Service. »Das Vieh hat mindestens 300 Pfund.«

»Einen Spaten!« rief Briant.

Die Schildkröte war jetzt nur noch 30 Schritte vom Meer entfernt. Gordon holte Costar herunter, der noch immer auf dem Tier ritt; dann packten sie alle am Strick und zerrten aus Leibeskräften rückwärts. Das Tier war stärker. Glücklicherweise kamen Briant und Moko rechtzeitig mit dem Spaten an, mit Hilfe des Hebelarms konnte man sie ohne Anstrengung auf den Rücken wenden. Bevor sie den Kopf einziehen konnte, traf Briant mit einem gezielten Axthieb und tötete sie.

»Kann man sie denn wenigstens essen?«

»Schildkröten schmecken vorzüglich«, belehrte Moko die Kinder. Das Tier war zu schwer, um es ganz zur Jacht zurückzuschaffen, man mußte es also an Ort und Stelle ausnehmen. Das war eine widerwärtige Arbeit. Mit Hilfe des Meißels sprengte man den Panzer auf, holte das Fleisch heraus und

schnitt es in Stücke. Noch am gleichen Abend konnten sich alle davon überzeugen, wie gut Schildkrötenbouillon schmeckt, ganz zu schweigen von den gerösteten Fleischhappen, die Moko auf glühenden Kohlen gegrillt hatte. Auch Phann bekam ein paar Fleischreste ab.

Am 1. April zeigte das Barometer an, daß das Wetter in den nächsten Tagen umschlagen würde. Der Wind schwächte sich ab, die Regenwolken lösten sich langsam auf. Die Großen begannen bereits mit den Vorbereitungen für jenen Ausflug, dessen Bedeutung keinem gleichgültig war.

»Ich denke, wir können schon morgen früh losgehen«, schlug Doniphan vor.

»Gut«, sagte Briant.

»Der Ausflug wird ja wohl nicht länger als 24 Stunden dauern, oder?« fragte Gordon.

»Kaum, wenn es uns möglich ist, direkt nach Osten vorzustoßen; hoffentlich finden wir einen Weg durch die Wälder.«

»Keine Schwierigkeit«, brummte Doniphan. »Aber es können auch Sümpfe oder Flüsse oder was weiß ich da sein, die uns aufhalten; in jedem Fall brauchen wir genügend Proviant.«

»Und Munition!« ergänzte Wilcox.

»Klar. Gordon, du mußt dich nicht ängstigen, wenn wir am Abend noch nicht zurück sind.«

»Überzeugt euch nicht nur, ob das im Osten vermutete Wasser das Meer ist, sondern erkundet auch das Land jenseits des Steilufers möglichst genau. Denkt daran, daß wir bald eine Grotte oder etwas Ähnliches finden müssen.«

»Wird gemacht«, sagte Briant zu Gordon.

»Das ist ja nur dringend, Wenn wir auf einer Insel sind, nicht aber, wenn wir auf dem Festland sitzen«, beharrte Doniphan auf seinem alten Streitpunkt.

Die Vorbereitungen waren schnell beendet. Für 4 Tage Lebensmittel, in Säcken verstaut, die man bequem am Gurt tragen konnte, 4 Flinten, 4 Revolver, 2 kleine Äxte, einen Taschenkompaß, ein gutes Fernrohr, um das Land im Umkreis von etwa 6 km genau absuchen zu können, dann Reisedecken, Lunten und Feuerstahl, Streichhölzer und andere Kleinigkeiten.

Gordon nahm kurz vor Aufbruch Briant noch einmal zur Seite und beschwor ihn, jeder Auseinandersetzung mit Doniphan aus dem Wege zu gehen.

7

Briant, Doniphan, Wilcox und Service hatten das Lager der *Sloughi* um 7 Uhr verlassen. Die am wolkenlosen Himmel aufsteigende Sonne versprach einen schönen Tag. Die Kinder zogen anfangs schräg über das Vorland, um zu den Felsen des Steilufers zu gelangen. Gordon hatte ihnen empfohlen, Phann mitzunehmen, dessen Spürnase ihnen vielleicht unvermutet von Nutzen sein könnte. Eine Viertelstunde nach Aufbruch hatten sie schon den Waldrand erreicht. Doniphan widerstand dem Wunsch, mit dem Revolver auf Vögel zu schießen. Man folgte dem Steilufer bis zu dem im Norden der Bai gelegenen Vorgebirge, danach wollte man auf die von Briant gemeldete Wasserfläche zumarschieren. Dieser Weg war zwar nicht der kürzeste, aber er war sicher. Man mußte, weil sich in der Kalkwand kein Durchbruch zeigte, bis zur Kette des Vorgebirges selbst gehen. Aber würde der Weg frei sein, oder hatte die Flut den Klippengürtel und Teile des Strandes bereits überspült?

»Beeilen wir uns«, sagte Briant.

»Bah«, erwiderte Wilcox, »wenn schon, da werden uns doch nur die Knöchel naß!«

»Die Knöchel, dann die Brust und schließlich die Ohren«, antwortete Briant ruhig. »Das Meer steigt hier gewaltig an, vielleicht wäre es doch besser gewesen, gerade auf das Vorgebirge loszugehen.«

»Das hättest du auch früher sagen können«, murrte Doniphan. »Du dienst uns hier als Führer, und wenn es eine Verzögerung gibt, bist du allein verantwortlich.«

»Ja, schon recht! — Wo ist denn Service eigentlich?«

»Service!!... Service!!«

Der Junge war nicht mehr da; nachdem er sich mit Phann entfernt hatte, war er hinter einem Felsvorsprung des Steilufers verschwunden. Da bellte plötzlich Phann, dazwischen hörte man die Rufe von Service.

Briant, Doniphan und Wilcox rannten schnell zurück. Durch immer wieder einsickerndes Wasser war die Kalkmasse an der Wand rissig geworden und hatte sich zu einem gefährlichen Halbtrichter umgebildet. Service hing am Rand einer kegelförmigen Schlucht und getraute sich keine Bewegung zu machen, aus Furcht abzustürzen. Doniphan schwang sich zuerst auf die umliegenden Blöcke.

»Warte!« rief Briant.

Doch Doniphan reagierte nicht darauf, ihn spornte seine Eigenliebe an, schon bald hatte er die Hälfte der Schlucht erklettert. Seine Kameraden folgten ihm, mieden aber die Stellen unter ihm, um nicht von abbröckelndem Gestein erschlagen zu werden; dadurch kamen sie natürlich viel langsamer voran als der oben kletternde Doniphan. Er nahm Service an der Hand und kletterte mit ihm schließlich ganz nach oben. Die anderen kamen nach. Doniphan hatte schon sein Fernrohr aus dem Etui gezogen und richtete es nach der Oberfläche

der Waldungen, die sich im Osten hinziehen. Hier bot sich ihm das gleiche Rundgemälde von Himmel und Wald, das auch schon Briant von dieser Höhe aus beobachtete; allerdings überragte diese Stelle das Steilufer um einiges. »Nun«, fragte Wilcox, »siehst du was?«

»Nichts, überhaupt nichts!«

»Laß mich mal durchschauen!«

Doniphan reichte Wilcox das Fernrohr, in seinem Gesicht spiegelte sich deutlich die Befriedigung gegenüber Briant. »Nichts, keine Wasserlinie zu sehen«, bestätigte Wilcox Doniphans Behauptung.

»Briant«, heuchelte Doniphan, »sieh doch mal hindurch, du wirst deinen Irrtum dann erkennen . . .«

»Umsonst, mein Lieber, ich habe mich nicht getäuscht, ich bin ganz sicher.«

»Ein starkes Stück!«

»Ihr könnt beide nichts erkennen, weil unser Platz niedriger ist als das Vorgebirge, dadurch verkürzt sich die Sehweite erheblich. Stünden wir dort, wo ich neulich stand, würdet ihr die bläuliche Wasserlinie unschwer erkennen.«

»Leicht gesagt!«

»Und ebenso leicht bewiesen«, ergänzte Briant gelassen. »Gehen wir über die Hochfläche des Steilufers und anschließend durch die Wälder, dann erreichen wir die Stelle ...«

»Das könnte uns sehr weit abführen. Wer weiß, ob sich die Mühe überhaupt lohnt?« sagte Doniphan.

»Dann bleib eben hier«, erwiderte Briant ruhig, denn er wollte mit Doniphan, Gordon zuliebe, keinen Streit anfangen, »ich gehe mit Service allein weiter.«

»Kommt nicht in Frage«, warf da Wilcox ein.

»Doniphan, auf, wir gehen mit.«

»Aber erst nach dem Frühstück«, schlug Service vor. Die Knaben stärkten sich mit einem Imbiß und zogen nach einer halben Stunde weiter.

Zuerst ging es schnell vorwärts; der Boden zeigte nur kleine steinige, mit Moos und Flechten überdeckte Erhebungen, hie und da wuchsen baumartige Lycopoden, etwas Heidekraut, Berberitzensträucher, Stechpalmen mit stacheligen fleischigen Blättern. Im Wald selbst war das Marschieren wegen der üppig wuchernden Pflanzen und des hohen Grases weit beschwerlicher; umgestürzte Bäume lagen im Weg, manchmal war das Unterholz so dicht, daß man sich mit der Axt den Weg freischlagen mußte. Es schien wirklich so, als sei hier noch keine Menschenseele gewesen, nur ab und zu huschten einige Tiere vorüber, ohne daß man bei ihrer Geschwindigkeit hätte sagen können, um welche Gattung es sich handelte. Doniphan zuckte jedesmal die Hand am Revolver, aber er blieb dann doch vernünftig, denn kein Schuß sollte ihre Gegenwart in diesem kleinen Dschungel verraten. Uferschwalben, Rebhühner, sogenannte Tinamus, Wildgänse und Kraniche gab es hier in rauen Mengen; für den Fall eines längeren Aufenthaltes in dieser Gegend würde es also an Nahrungsmitteln aus der Luft nicht fehlen.

Es war 14 Uhr, als die Kinder an einer ganz schmalen, von einem seichten Rio durchflossenen Lichtung anhielten. Über ein schwärzliches Felsenbett strömte vollkommen klares Wasser, die Quelle dieses Creek konnte demnach nicht weit sein. An einer Stelle des Wasserlaufs schienen flache Steine so angeordnet zu sein, daß sie den Übergang erleichterten.

»Das sieht ja merkwürdig aus«, sagte Doniphan. »Man könnte es für eine Brücke halten«, überlegte Service, der auch gleich versuchte, auf die Steine zu treten.

»Halt!« rief da Briant. »Wir müssen die Sache erst genau untersuchen.«

»Der Zufall kann die Steine niemals so exakt aneinandergesetzt haben«, sagte Wilcox.

»Nein, mir scheint, da hat jemand einen gangbaren Weg über den Fluß bauen wollen.«

Man prüfte nun sorgfältig diesen Steg aus Steinplatten. War er von einem Menschen errichtet worden? Dann war diese Gegend also doch bewohnt? Aber es war natürlich genauso möglich, daß die Strömung zur Zeit des Hochwassers die Platten hier nach und nach angeschwemmt hatte. Dafür sprach auch, daß man weder links noch rechts des Rio irgendwelche Spuren von Menschen entdecken konnte. Der Creek strömte nach Nordosten, also nach der der Bai entgegengesetzten Seite. Mündete er in jenes Meer, das Briant vom Gipfel des Vorgebirges aus gesehen haben wollte?

»Vielleicht ist dieser Rio nur ein Nebenarm von einem größeren Fluß, der nach Westen fließt«,

sagte Doniphan. »Das werden wir bald sehen«, antwortete Briant. »Solange er allerdings direkt nach Osten verläuft, sollten wir ihm nachgehen.«

Die 4 Kinder brachen wieder auf, nachdem sie den Creek mit Hilfe der angesammelten Steinplatten überschritten hatten. Machte der Fluß zuweilen auch größere Windungen, so zeigte der Kompaß doch eindeutig Richtung Osten. Die Mündung mußte von hier aus jedoch noch ziemlich weit entfernt sein, denn weder die Strömung noch die Breite des Flußbettes nahmen zu. Gegen 17.30 Uhr mußten Briant und die anderen zu ihrem Leidwesen erkennen, daß der Lauf des Creek sich nach Norden richtete; wollte man ihm weiterfolgen, so würden sie in eine ihrem Ziel nicht entsprechende Richtung geführt werden. Man beschloß, abzubiegen und durch die dicht stehenden Birken und Buchen direkt nach Osten zu wandern. Aber dieser Weg war schwierig, oft überragte das wuchernde Gras ihre Köpfe, man mußte immer wieder rufen und pfeifen, um beieinander zu bleiben. Da nach eintägiger Wanderung noch nichts das vermutete Meer verriet, wurde auch Briant langsam ungeduldig. War er doch das Opfer einer Spiegelung gewesen?

»Nein, das ist nicht möglich, ich habe mich nicht getäuscht, ich habe deutlich Wasser wahrgenommen«, versuchte er sich zu beruhigen. Wie dem auch sei, jedenfalls war gegen 19 Uhr die Waldgrenze noch immer nicht erreicht, und die hereingebrochene Nacht machte ein Weitergehen unmöglich. Briant und Doniphan beschlossen anzuhalten, um die Nacht unter dem Schutz einiger

Bäume zu verbringen. In Decken gehüllt, würde man von der Kälte nichts merken, außerdem konnte man auch ein Feuer machen.

»Wir machen besser kein Feuer«, überlegte Briant, »das könnte etwaige Eingeborene herbeilocken, und das könnte vielleicht unangenehm werden, man weiß ja nie!«

»Bleiben wir vorerst besser unentdeckt«, stimmte Doniphan zu.

Nach einem relativ reichlichen Abendessen legten sich die Kinder unter einem von Service entdeckten Dickicht schlafen. Ein-oder zweimal schlug Phann an, offenbar streiften irgendwelche Raubtiere durch den Wald, aber sie kamen nicht heran.

Gegen 7 Uhr erwachten Briant und seine Kameraden. Service kroch zuerst aus dem Dickicht hervor, plötzlich schrie er auf.

»Briant. . . Doniphan . . . Wilcox! Kommt schnell!«

»Was ist denn los?«

»Service erschreckt uns immer wieder durch sein Aufschreien«, sagte Wilcox.

»Schon gut«, antwortete Service, »aber schaut doch mal, wo wir heute nacht geschlafen haben!«

Das Dickicht war eine Blätterhütte, von den Indianern »Ajoupa« genannt; sie mußte schon vor langer Zeit errichtet worden sein, denn sie hielt nur noch zusammen, weil sie an einen Baum gelehnt war.

»Hier gibt es also doch Menschen?« fragte Doniphan und drehte sich im Kreise.

»Ja, oder es hat einmal solche gegeben«, antwortete Briant, »denn diese Hütte baut sich nicht von allein auf.«

»Dann erklärt sich auch der Plattenweg über den Rio«, sagte Wilcox.

»Wunderbar!« rief Service. »Hier leben also brave Leute, die uns sicher helfen werden, wenn wir sie erst einmal gefunden haben.«

Allerdings war es sehr ungewiß, ob es sich bei diesen Eingeborenen wirklich um *brave* Leute handeln würde; es mußten, falls diese Gegend zu einem Festland gehören sollte, Indianer sein, oder, im anderen Fall, Polynesier und möglicherweise sogar Kannibalen. Die Entdeckung des Plattenstegs und jetzt dieser Blätterhütte war deshalb nicht ausschließlich ein Anlaß zur Freude.

Briant wollte schon wieder aufbrechen, als Doniphan vorschlug, jene Hütte eingehender zu untersuchen; vielleicht fände man Gegenstände. Das auf dem Boden ausgestreute Laub wurde sorgfältig weggeräumt und in einer der Ecken fand Service tatsächlich eine Scherbe eines Tonnapfes oder einer Bauchflasche, das bewies aufs neue menschliche Arbeit, aber dieser Fund beantwortete keine der ungelösten Fragen. Man mußte den Marsch also fortsetzen.

Endlich, gegen 10 Uhr, hörte der Wald auf, vor den Kindern breitete sich eine mit Mastyxbüschen, Thymian und Heidekraut bedeckte Ebene aus. 1 km weiter im Osten lag die von Briant entdeckte Wasserlinie, die sich bis zum Horizont ausdehnte. Es war keinerlei Zweifel mehr möglich. Doniphan schwieg, man spürte, wie er sich ärgerte, daß sich

Briant nicht getäuscht hatte. Im Norden bog die von den Sonnenstrahlen erleuchtete Küste etwas nach links ab. Jetzt war klar, daß es sich um eine Insel handelte. Was das im einzelnen bedeutete, wagte keines der 4 Kinder sich auszudenken. Auf der Wasserfläche konnte man kein weiteres Land erkennen, diese Insel mußte ganz verloren und allein im Stillen Ozean liegen. Nachdem Briant, Doniphan, Wilcox und Service die Strecke bis zum Strand hin zurückgelegt hatten, machten sie halt. Hier wollten sie ihr Frühstück zu sich nehmen und dann so schnell wie möglich wieder zu ihren Kameraden auf der *Sloughi* heimkehren. Während dieser Pause sprach keiner ein Wort. Endlich packte Doniphan Rucksack und Flinte und sagte nur: »Laßt uns aufbrechen!«

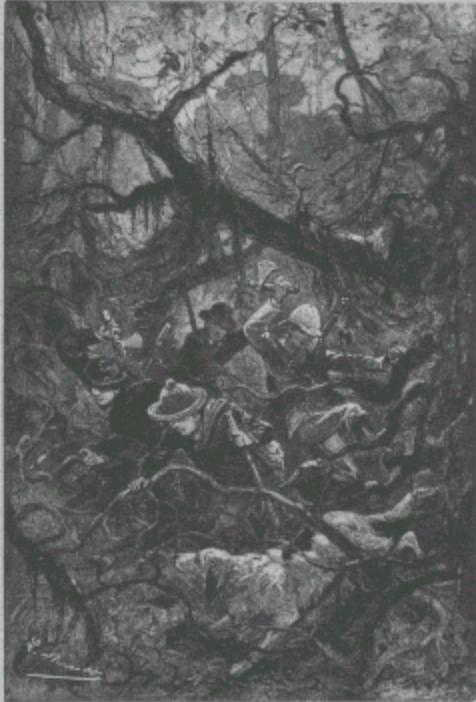
Sie schauten alle noch einmal über die endlose Weite des vor ihnen liegenden Meeres, das unermüdlich und schwer heranbrandete. Plötzlich sprang Phann zum Wasser hinunter.

»Phann! Phann!« rief Service.

In großen Sätzen sprang Phann weiter, ohne auf die Worte seines Herrn zu hören.

»Er trinkt. Schaut euch das an, er trinkt!« rief Doniphan. Er lief zum Wasser hinunter und kostete einige Tropfen. Es schmeckte nicht salzig.

»Dieses Meer ist nur ein Binnensee!«



*»Ich fresse einen Besen, wenn hier schon Menschen
waren. Das ist guter alter Dschungel!« sagte Briant.*

8

Insel oder Festland?

Immer noch keine Antwort auf diese so lebenswichtige Frage! Das vermeintliche Meer hatte sich als Binnensee entpuppt, aber deshalb konnte es immer noch möglich sein, daß die *Sloughi* mit ihrer Besatzung auf einer Insel gestrandet war. Der See mußte eine beträchtliche Ausdehnung haben, und das wiederum ließ auf Festland schließen.

»Weiß der Geier. Also ist das doch Amerika?«

»Hab ich ja immer gesagt.«

»Aber das mit der Wasserlinie stimmte!«

»Aber ein Meer war es eben nicht, mein Lieber!«

Sowohl Briant wie Doniphan hatten recht, doch war damit nichts gewonnen. Die Frage blieb offen: Insel oder Festland? Man entschied sich nach reiflicher Überlegung für Festland, allerdings mit kleinen Vorbehalten; Genaues wußte niemand. Es mußten irgendwann weitere Reisen unternommen werden. Es war jetzt Anfang April, der Winter stand vor der Tür. Man durfte nicht mehr allzulange an der von Stürmen gepeitschten Bai bleiben, noch vor Ende dieses Monats mußten die Kinder die *Sloughi* verlassen haben. Aber wohin? War man den damit verbundenen Anstrengungen gewachsen? Und wie lange mußte man nach einer Grotte oder einer Hütte suchen? Obwohl sich Gordon Sorgen machen würde, beschlossen Briant und Doniphan, in der Umgebung des Sees

nachzuforschen, ob sich hier eine Möglichkeit bot, die schlechte Jahreszeit geschützt und halbwegs komfortabel zu verbringen. Ihr Proviant würde noch 48 Stunden lang ausreichen, ein Wetterumschwung war nicht zu befürchten. Ohne Zweifel war dieser Teil des Landes bewohnt oder mindestens bewohnt worden; der durch den Creek gelegte Plattengang, die Ajoupa und die gefundene Tonscherbe deuteten darauf hin, daß hier Eingeborene oder — auch das war ja möglich — Schiffbrüchige gelebt hatten. Sollten Briant und Doniphan nach Süden oder nach Norden ziehen? Sie entschieden sich für die südliche Richtung, weil sie sich auf diesem Weg der *Sloughi* näherten. Später konnte man immer noch nach Norden marschieren. Gegen 10.30 Uhr machten sich die 4 Kinder auf den Weg. Phann sprang voraus und jagte ganze Scharen von Tinamus auf, die in den Mastyxbüschen und den Farnsträuchern nisteten. Doniphan war vernünftig genug, nicht zu schießen. Jetzt war höchste Vorsicht geboten, wollte man keinem Eingeborenen in die Hände laufen. Während des ganzen Tagesmarsches stießen die Kinder auf keine weitere Spur, nirgendwo entdeckten sie Rauchsäulen. Die Wasserfläche blieb auch weiterhin unübersehbar. Es schien allerdings, als umschlösse das Land im Süden den See. Auf Raubtiere oder Wiederkäuer stieß man nicht. Einige Male zeigten sich Vögel am Waldrand.

»Das sind Strauße!« rief Service.

»Aber dann sehr kleine Strauße«, sagte Doniphan. »Immerhin Strauße, und wenn wir auf dem Festland . . .«

»Zweifelst du noch, Briant?« fragte Doniphan.

»... so muß es Amerika sein, wo diese Tiere häufig vorkommen.«

Gegen 19 Uhr machten die Kinder Rast. Am nächsten Morgen wollte man, wenn nichts dazwischenkam, zur Sloughi-Bai, wie jener Uferteil nun getauft wurde, zurückkehren. Man konnte augenblicklich sowieso nicht weitergehen, weil im Süden ein Rio, der Abfluß des Sees, lag, den man wohl durchschwimmen mußte. Die Dunkelheit war schon zu groß, als daß man die Gegend noch heute abend hätte untersuchen können. Nach dem Abendessen waren alle müde, man legte sich unter freiem Himmel auf die mitgeführten Decken und schlief sofort ein. Am See wie am Strand war alles still. Manchmal heulten einige Schakale. Gegen 4 Uhr früh schlug plötzlich Phann an, er knurrte und schnupperte auf dem Boden, als suche er eine Fährte. Die Kinder aber erwachten erst gegen 7 Uhr. Sie waren sofort auf den Beinen und schauten sich um.

»Ein Glück, daß wir gestern abend vernünftig waren und nicht weitergegangen sind, wir wären in den schlimmsten Sumpf geraten.«

»Die Niederung erstreckt sich nach Süden zu, ohne daß man ihr Ende ausmachen könnte.«

»Hier wimmelt es ja von Enten und Bekassinen«, schwärmte Doniphan.

»Alles eßbares Wild! An dieser Stelle sollten wir hausen!«

Im Hintergrund erhob sich ein mächtiges Steilufer, das auf der anderen Seite schroff abzufallen schien. Von den beiden fast rechtwinklig

zusammenstoßenden Schenkeln verlief der eine zum See hin, der andere bog mit einem kleinen Rio landeinwärts.

»Das ist interessant«, sagte Briant. »Ersteigen wir mal das Steilufer.«

Zuerst untersuchte man von hoch oben die Mündung des Flusses in den See.

»Seht doch!« rief Wilcox. »Hier ist wieder so eine ähnliche Steinanhäufung wie damals.«

»Ja, jetzt kann es keinen Zweifel mehr geben.«

»Nein, unmöglich«, stimmte Doniphan zu, »da liegen sogar noch Holzreste herum.«

Diese Trümmer rührten ganz bestimmt von einem Boot her, das bewiesen die stark gekrümmten Holzstücke, ein Teil des Vorderstevens, an dem auch noch ein rostiger Eisenring hing. Alle 4 Kinder schauten intensiv die Umgebung ab, so als müsse der Mann, dem dieses Boot einmal gehört hatte, jeden Augenblick erscheinen. Aber natürlich tauchte niemand auf, viele Jahre waren verflossen, seit dies Boot am Ufer des Rio zurückgelassen wurde. Hatte der Besitzer, der ohne Zweifel hier gelebt haben mußte, die Insel oder das Festland hier wieder verlassen können? War er hier umgekommen? Die Kinder spürten in sich eine seltsame Erregung. Da bemerkten sie das auffallende Benehmen Phanns, der offenbar eine Fährte gefunden hatte.

»Phann hat etwas gewittert!«

Briant und seine Kameraden folgten dem Hund zu einer Baum-grupp'e, die am Fuß des Steilufers an der Seeseite wuchs. Ihr Herz stockte. In die

Rinde eines Baumes waren folgende Initialen geschnitzt:

F.B.
1807

Die Kinder standen regungslos davor. Da lief Phann zurück und verschwand hinter der Uferhöhe.

»Hierher, Phann!« rief Briant.

Der Hund folgte nicht, sondern bellte laut auf.

»Jetzt Achtung, bleiben wir beisammen!« flüsterte Briant. Die Gewehre wurden schußfertig gemacht, die Revolver geladen, man mußte zur Verteidigung bereit sein. Die Kinder drangen weiter vor. Als sie die Uferhöhe hinter sich hatten, glitten sie längs des schmalen Ufers am Rio vorwärts. Sie hatten noch keine 20 Schritte zurückgelegt, als Doniphan sich bückte und eine Schaufel amerikanischen oder europäischen Fabrikats vom Boden aufhob. Jedenfalls stammte dieses Werkzeug nicht von der Hand eines Eingeborenen. Die Schaufel mußte lange Zeit dagelegen haben, das Metall war stark oxydiert. Am unteren Steilufer entdeckten die Kinder weitere Spuren: einige regelmäßig angelegte Furchen und ein kleines Beet von verwilderten Iguanen. Plötzlich hörte man Phann wieder laut bellen.

»Schon wieder was gefunden?« fragte Briant ungläubig. »Lassen wir uns von ihm führen!«

10 Schritte weiter blieb Phann vor einer Sträucher- und Gebüschwucherung sitzen. Briant ging vorsichtig zu ihm hin. Da, als er das Gewirr der

Äste und Blätter etwas lüftete, bemerkte er eine enge Öffnung.

»Eine Höhle?« rief er und wich einige Schritte zurück. »Gut möglich. Aber was soll drin sein?«

»Das müssen wir noch herausfinden.«

Briant zerteilte die Zweige mit einigen Axthieben. Noch hörte man kein verdächtiges Geräusch aus der Höhle. Service wollte deshalb auch schon in den fregehauenen Eingang treten, doch Briant hielt ihn zurück. »Warten wir erst ab, was der Hund macht!« Phann knurrte dumpf. Wäre ein lebendes Wesen in der Höhle gewesen, es wäre sicherlich schon längst herausgekommen. Da die Luft im Innern vielleicht schädlich, weil unatembare sein konnte, warf Briant angezündetes Gras durch die Öffnung; die Halme brannten weiter, also konnte man die Luft atmen.

»Dann los!«

»Ja, gehen wir hinein!«

»Noch einen Augenblick«, sagte Briant, der wirklich an alles dachte, »ich will erst einen harzigen Fichtenzweig abschneiden und anzünden, damit wir drinnen auch was erkennen.«

Der Höhleneingang war 1,5 m hoch und 60 cm breit; die Höhle weitete sich jedoch rasch auf 3 m Höhe und 6 m Breite, der Boden war überall mit feinem, trockenen Sand bedeckt. Beim Eintreten stieß Wilcox auf einen Holzschemel, auf einem daneben stehenden Tisch lagen verschiedene Geschirrstücke. An einer Wand stand eine Art Koffer aus lose verbundenen Planken, der noch einzelne zerfetzte Kleider enthielt. Diese Höhle war also einmal bewohnt worden; aber zu welcher Zeit

und von wem? Lag das Opfer irgendwo in einer Ecke? Im Hintergrund war eine erbärmliche Lagerstätte mit einer völlig zerrissenen Woldecke darüber. Verhüllte die Decke den Leichnam des Höhlenbewohners?

Briant überwand seinen Widerwillen und riß sie herunter; aber das Lager war leer.

Kurz darauf waren wieder alle 4 Kinder bei Phann, der noch immer vor der Höhle auf und ab lief und bellte. 20 Schritte weiter, unten am Rio, blieben sie plötzlich wie gebannt stehen.

Auf dem Boden, zwischen den Wurzeln einer Buche, lagen Reste eines menschlichen Skeletts.

9

Briant, Doniphan, Wilcox und Service standen regungslos und tief erschüttert da. Wer war dieser Mann gewesen, der hier völlig entkräftet oder vielleicht durch Krankheit geschwächt den Tod gefunden hatte? War er wie sie ein Schiffbrüchiger, der bis zuletzt auf fremde Hilfe gehofft hatte? Welcher Nation gehörte er an? Wie lange mag er wohl in dieser Gegend gelebt haben? War er der einzige Tote, oder lagen irgendwo anders noch weitere Skelette? Hatten Kameraden von ihm überlebt, und wohnten sie noch auf diesem Festland, auf dieser Insel? Waren die Gegenstände in der Höhle Überreste eines Schiffes, oder hatte er sie mit eigener Hand hergestellt?

Würde es auf all diese Fragen jemals eine Antwort geben? Etwas bereitete den Kindern besonderes Kopfzerbrechen. Warum hatte dieser Mann nicht eine Stadt im Innern des Landes - oder einen Hafen an der Küste aufgesucht? Was hinderte ihn daran? War die Entfernung zu groß? Jedenfalls war es notwendig, die Höhle genauer zu untersuchen, vielleicht fand man ein Schriftstück, das über den Mann, sein Alter und seine Herkunft Aufschluß gab. Außerdem mußte man auskundschaften, ob diese Höhle für einen Aufenthalt aller Kinder geeignet war.

»Kommt mit!« sagte Briant.

Im Schein eines neuen Fichtenzweiges drangen die 4 Kinder und Phann in die Höhle ein. Der erste

Gegenstand, der ihnen in die Augen fiel, war ein Paket dicker, aus Fett und zerfasertem Hanf gedrehter Kerzen. Briant zündete sofort eine davon an, um den Raum besser zu erhellen. Die Höhle bestand aus einer geräumigen, wahrscheinlich schon seit Urzeiten gebildeten Ausweitung des Kalkfelsens; sie war nirgendwo feucht, obwohl zum Uferland hin eine Öffnung war, durch die Frischluft eindringen konnte. Ihre Lage war windgeschützt, Tageslicht drang kaum ein, aber diesem Übel konnte man vielleicht durch Bohrung einiger Öffnungen abhelfen. Sie war 7,5 m breit und 9 m lang, also nicht gerade sehr umfangreich für all die Kinder; aber es handelte sich ja ohnehin nur darum, 5 bis 6 Wintermonate darin zuzubringen, danach wollte man nach Nordosten ziehen, um eine Stadt in Bolivien oder Argentinien aufzusuchen. Vielleicht gelang es auch, die Höhle etwas weiter auszubuchten, wenn dies der Kalkstein zuließ. Die Kinder fanden nur wenige Gegenstände; der Schiffbrüchige mußte stark gelitten haben, denn von dem Schiff war nur wenig übriggeblieben, viel weniger als von der an sich noch guten *Sloughi* und ihrer Ausrüstung. Einige Werkzeuge, eine Schaufel, eine Axt, 2 oder 3 Küchengeräte, ein kleines Tönnchen, das wohl einmal Branntwein enthalten hatte, ein Hammer, 2 Bankmeißel und eine Säge — das war alles, was man zunächst fand. Drohte ihnen ein ähnliches Schicksal? Würden andere Schiffbrüchige ihre Skelette nach Jahren oder Jahrzehnten finden und ebenso erschüttert sein? Hatten sie denn mehr Hoffnung? Bei ihrer weiteren Suche fanden die Kinder noch ein zweites Messer,

einen Zirkel, einen Siedekessel, ein Schließbeisen, aber kein einziges Schiffsinstrument, kein Fernrohr, keinen Kompaß, keine Feuerwaffe, um Wild zu erlegen.

»Was ist denn das?« rief plötzlich Wilcox.

»Ja, das hier?« fragte auch Service.

»Ein Kugelspiel?!« sagte Briant verwundert. Er erkannte jedoch sofort, welchem Zweck die 2 runden Steine, die an einem Strick befestigt waren, gedient haben mußten. Sie bildeten ein Jagdgerät, sogenannte »Bolas«, womit man Tiere einfangen kann.

»Hier ist noch etwas!«

Am Kopfende des Lagers, unter einer Falte der von Briant zurückgeschlagenen Decke, fand Wilcox eine Uhr, welche an einem in der Wand eingeschlagenen Nagel hing. Die Uhr war ein teures Fabrikat.

»Die Stunde ... seht nach, welche Stunde sie anzeigt!« rief Service aufgeregt.

»Das bringt uns auch nicht viel weiter«, sagte Briant, »auf jeden Fall ist die Uhr schon mehrere Tage vor dem Tod dieses Unglücklichen stehengeblieben.«

Briant öffnete langsam den Uhrendeckel, dessen Gelenk stark oxydiert war.

»3.27 Uhr!«

»Paß auf«, sagte Doniphan, »jede Uhr trägt doch einen Namen, möglicherweise hilft uns das weiter.«

Nachdem er das Innere des Deckels abgesucht hatte, entdeckte er einige eingravierte Worte.

»Delpeuch/Saint Malo.«

»Ein Franzose, ein Landsmann von mir!« rief Briant erregt. Da entdeckte Doniphan auf dem Erdboden ein Schreibheft, dessen bereits vergilbte Blätter mit Bleistift beschriftet waren. Der größte Teil der Aufzeichnungen war zwar unleserlich, aber einige Worte, darunter der Name François Baudoin, ließen sich dennoch entziffern. Das stimmte mit den in den Baum geschnitzten Initialen überein. Dieses Heft war also das Tagebuch seines Lebens, vor allem seines Lebens nach dem Schiffbruch, an dem niemand mehr zweifeln konnte, gewesen. Briant las noch die Worte »*Duguay—Trouin*«, was offenbar der Name des Schiffes war. Zu Beginn der Aufzeichnungen stand eine Jahreszahl, das Jahr des Schiffbruches. Es waren 53 Jahre vergangen, seit François Baudoin an dieses Gestade geworfen wurde, und während der ganzen langen Zeit hatte er keine Hilfe vom Meer gefunden. Wenn es aber François Baudoin nicht gelungen war, einen Ort dieses Festlandes zu erreichen, so mußte das irgendeinen schwerwiegenden Grund haben. Mehr als je zuvor trat jetzt den Kindern der Ernst ihrer aussichtslosen Lage vor Augen, es ließ sich nun nichts mehr beschönigen; würde auch ihr weiteres Leben nur ein Kampf mit dem Tod durch Entkräftung oder Wahnsinn sein? Noch ein weiterer Fund zeigte, wie schwer es sein mußte, dieses Land hier zu verlassen. Beim Durchblättern jenes Schreibheftes entdeckte Doniphan ein lose zusammengefaltetes Stück Papier. Es war eine Landkarte, gezeichnet mit einer Art Tinte, einer Mischung aus Ruß und Wasser.

»Eine Karte!«

»Sogar von François Baudoin selbst angefertigt!«

»Wenn dem so ist, dann kann dieser Mann kein gewöhnlicher Matrose gewesen sein«, bemerkte Wilcox richtig.

»Wahrscheinlich war er einer der Offiziere der >Duguay-Trouin<.«

Es war eine Karte dieses Landes. Auf den ersten Blick erkannte man den Klippengürtel der Sloughi-Bai, den See und die 3 Inseln draußen im Meer. Das Land war ganz von Wasser umschlossen. Also kein Festland. Damit fielen alle Hoffnungen, alle Pläne, nach Osten zu wandern, um Hilfe zu holen, flach. Briant hatte gegen Doniphan doch recht behalten. Das Meer umrahmte von allen Seiten das Land, deshalb hatte auch François Baudoin von hier nicht mehr weggekonnt. Die Kinder befanden sich auf einer Insel. Auf der Karte war zu erkennen, daß die allgemeinen Umrisse der Insel mit ziemlicher Genauigkeit wiedergegeben waren. Die Längenmaße konnten natürlich nur durch Schätzung gewonnen worden sein, vielleicht nach der zum Gehen benötigten Zeit und nicht durch die sonst übliche Triangulation. Das bewies ferner, daß der Tote die ganze Insel durchwandert haben mußte, was dann auch die Ajoupa und den Plattensteg über den Creek erklärte. Die Insel sah, laut Karte, folgendermaßen aus: Sie dehnte sich lang aus und ähnelte einem großen Schmetterling. Im mittleren Teil, zwischen der Sloughi-Bai und einer im Osten ziemlich tief einschneidenden anderen, verhältnismäßig schmalen Bai, bildete sie

nach Süden hin noch eine dritte. Umrahmt von dichtem Wald dehnte sich der See in einer Länge von 27 km und in einer Breite von 7,5 km aus, und das erklärte auch, warum die 4 Kinder das nördliche, südliche und östliche Ufer nicht hatten erkennen können. Mehrere Rios flossen vom See ab, und derjenige, welcher direkt vor der Höhle vorbeifloß, mündete ganz nahe der Sloughi-Bai ins Meer. Die einzige bedeutende Höhe der Insel schien das Steilufer zu sein, das sich in schräger Richtung vom Vorgebirge im Norden der Bai bis zum rechten Rioufer hinzog. Den nördlichen Teil des Landes bezeichnete die Karte als dürr und sandig, während sich auf der anderen Riöseite ein ausgedehnter Sumpf befand, der sich nach Süden hin zuspitzte. Im Nordosten und Südosten lagen lange Dünenlinien.

Nach dem am Rande der Karte verzeichneten Maßstab betrug die größte Länge dieser Insel 75 km von Norden nach Süden und die größte Breite 37 km von Osten nach Westen. Die Küstenlinie mußte also ungefähr 225 km lang sein.

Aber an welcher Stelle des Stillen Ozeans lag die Insel? Auf jeden Fall waren die Kinder gezwungen, sich nach einer dauerhaften Bleibe auf der Insel umzusehen, mit provisorischen Lösungen durfte man sich nach diesen erregenden Entdeckungen nicht mehr abgeben. Da die Höhle eine verhältnismäßig sichere und zudem bequeme Unterkunft darstellte, mußten also alle Sachen hierhergebracht werden, ehe die Winterstürme die *Sloughi* ganz zerstörten.

Jetzt mußte man so schnell wie nur möglich zur Sloughi-Bai und zu den anderen Kameraden zurückkehren; sie waren schon 3 Tage unterwegs und Gordon würde sich sicherlich schon sehr ängstigen. Auf Briants Rat hin wurde beschlossen, gegen 11 Uhr aufzubrechen. Vorher wollten sie aber dem schiffbrüchigen Franzosen noch die letzte Ehre erweisen. Sie hoben mit der Schaufel ein Grab am Fuße des Baumes, wo man ihn gefunden hatte, aus und bezeichneten die Stelle mit einem Holzkreuz, das die Anfangsbuchstaben seines Namens trug. Danach kehrten sie zur Höhle zurück und verbarrikierten den Eingang. Nach einem letzten Frühstück machten sie sich längs des Steilufers auf dem Landstreifen rechts des Rios auf den Heimweg.

Eine Stunde später kamen sie an jene Stelle, wo sich vor Service die Kalkmassen gelöst hatten. Solange die Kinder am Flußufer entlanggingen, kamen sie schnell und sicher vorwärts. Briant beobachtete den Flußlauf ganz genau, nirgendwo konnte er Stromschnellen oder seichte Stellen entdecken; es schien ihm, als könne man hier ein Boot oder Floß bequem an Zugleinen schleppen. Um 16 Uhr mußten sie das Flußufer verlassen, da sich am rechten Ufer eine breite Schlammstelle befand; man mußte hier durch den Wald gehen, was natürlich eine Verzögerung bedeutete. Das üppig wuchernde Gras und das dichte Unterholz hinderten sie beträchtlich; außerdem war die Sonne bereits gesunken, die Sicht war sehr schlecht. War man gezwungen, noch eine Nacht unter freiem Himmel und fern der sich ängstigenden Kameraden

zu verbringen? Das wäre an sich nicht tragisch gewesen, wenn man genügend Nahrungsmittel bei sich gehabt hätte, aber alle Vorräte waren aufgebraucht, und sie hatten Hunger.

»Vorwärts«, mahnte Briant, »wenn wir nach Westen wandern, müssen wir auf den Lagerplatz treffen.«

»Wenn die Karte des Franzosen keine falschen Angaben enthält«, sagte Doniphan.

»Und warum sollten die Angaben falsch sein?«

»Und warum nicht?«

Briant hielt eine Diskussion darüber für wertlos und ging einfach weiter. Gegen 20 Uhr konnte man kaum noch etwas sehen, so dunkel war es mittlerweile geworden, aber noch hatte man die Waldgrenze nicht erreicht.

Plötzlich gewahrte Briant durch eine Lichtung einen hellen Schein.

»Was war das?«

»Eine Sternschnuppe«, meinte Wilcox.

»Nein, eher eine Rakete oder so was.«

»Also dann ein Signal von Gordon«, rief Doniphan und antwortete mit einem Flintenschuß.

Kurz darauf ging eine zweite Rakete hoch. Eine Dreiviertelstunde später hatten die 4 Kinder das Lager erreicht. Gordon bestätigte Doniphans Vermutung. Er hatte aus Besorgnis über das allzu lange Ausbleiben Leuchtsignale abgefeuert.

10

Den Empfang wird man sich leicht vorstellen können. Gordon, Croß, Baxter, Garnett und Webb eilten ihnen mit offenen Armen entgegen, die Kleinen tanzten sogar vor Freude, Phann sprang herum und bellte.

Haben sie sich geirrt? Sind sie irgendwelchen Eingeborenen in die Hände gefallen oder wurden sie von Raubtieren angefallen? Solche Fragen wurden während ihrer Abwesenheit immer wieder laut.

»Wir sind auf einer Insel, alles übrige morgen, wir sind zu müde, um jetzt noch von unseren Erlebnissen zu berichten«, sagte Briant.

Gordon nahm diese Mitteilung gelassen auf, er zuckte nur langsam mit den Schultern, so als wollte er sagen: daß wir auf einer Insel sitzen, habe ich mir fast gedacht. Mit Tagesgrauen des 5. April versammelten sich die Großen, Gordon, Briant, Doniphan, Baxter, Croß, Wilcox, Service und Webb, dazu noch Moko, dessen Ratschläge wichtig sein konnten, auf dem Vorderdeck der gestrandeten Jacht, während die Kleinen noch schliefen. Abwechselnd berichteten Briant und Doniphan über alle Erlebnisse und Entdeckungen während ihrer Reise durch die Insel. Keine Einzelheit wurde dabei ausgelassen.

»Nach Betrachtung der Karte ist es klar, daß nur noch vom Meer her Rettung kommen kann«, sagte Briant.

»Das sieht düster aus für uns, aber wir haben jetzt nichts mehr zu verlieren, lassen wir deshalb nicht den Kopf hängen, sondern versuchen wir das menschenmögliche, um hier auf dieser gottverlassenen Insel zu überleben, bis uns ein Schiff gesichtet hat!« antwortete Gordon ebenso ruhig.

Der junge Amerikaner besaß keine Familie in Neuseeland, die sehnsüchtig auf ihn wartete. An ihm war es, die Moral der kleinen Gesellschaft immer wieder zu stärken, seinen Kameraden zuzureden und jeden Anflug von Verzweiflung sofort zu ersticken.

Da diese Insel, laut Karte, eine ziemlich große Ausdehnung haben mußte, schien es undenkbar, daß sie auf der Karte des Stillen Ozeans nicht verzeichnet sein sollte. Nach sorgfältiger Prüfung des Stiellerschen Atlas erkannte man, daß dieser keine irgendwie bedeutendere Insel außerhalb der Archipele angab, welche Feuerland und der Gegend um die Magellanstraße vorgelagert sind, also die Insel Desolation, der Königin Adelaide, Clarence usw. Gehörte die Insel aber zu diesen Archipelen, die nur durch schmale Wasserstraßen voneinander getrennt sind und auch in der Nähe des Festlandes liegen, so hätte François Baudoin diese sicherlich auf seiner Karte verzeichnet; aber das war nicht der Fall. Die Insel mußte also vereinzelt und jedenfalls mehr nördlich oder südlicher von jenen Meeresteilen liegen. Ohne die notwendigen Unterlagen und geeigneten Instrumente war es jedoch unmöglich, ihre Lage im Ozean zu bestimmen.

Jetzt galt es, sich endgültig einzurichten und festzusetzen, ehe die schlechte Witterung jeden Ortswechsel erschwerte oder gar verhinderte.

»Das beste wird sein, wir richten uns die Höhle als Wohnung ein«, sagte Briant.

»Ist sie denn auch geräumig genug für uns alle?« fragte Baxter.

»Das zwar nicht«, antwortete Doniphan, »aber ich glaube, man kann sie ohne viel Schwierigkeiten vergrößern und ausbauen. Wir haben ja Gott sei Dank die nötigen Werkzeuge dafür.«

»Nehmen wir sie zuerst eben, wie sie ist; danach können wir immer noch weitersehen«, warf Gordon ein.

»Und brechen wir bald auf«, sagte Briant eindringlich.

»Wo werden wir wohnen, bis wir unser neues Dach über dem Kopf gefunden haben?« fragte Doniphan.

»Im Zelt, das wir am rechten Rioufer unter den Bäumen aufschlagen.«

»Einverstanden, machen wir das gleich!«

Das Demontieren der Jacht, das Ausladen des gesamten Materials und des Proviantes sowie der Bau eines brauchbaren Floßes würden mindestens einen Monat in Anspruch nehmen. Ehe die *Sloughi* verlassen war, würde es Anfang Mai sein, und diese Zeit entspricht etwa dem Winteranfang auf der südlichen Halbkugel. Gordon hatte mit gutem Grund den Lagerplatz am Rioufer ausgesucht, denn der Materialtransport konnte dann zu Wasser erfolgen, die einfachste aller erdenklichen

Lösungen. Briant hatte sich während des Heimweges von der Höhle ja überzeugen können, daß der Flußlauf kaum ernsthafte Schwierigkeiten für einen Schleppzug bot. Um nun auch noch den Unterlauf von der Schlammlache bis zur Mündung kennenzulernen, die 4 Kinder waren damals ja in den Wald abgebogen, wurde ein Ausflug, aber diesmal mit der geretteten Jolle, unternommen. Briant und Moko erkannten dabei, daß auch diese Strecke schiffbar war. Hier befand sich also eine natürliche Wasserstraße zwischen der Sloughi-Bai und French-den.

In den nächsten Tagen errichtete man am Rioufer das neue Lager. Die unteren Äste zweier Buchen dienten, durch lange Stangen mit einem anderen Baum verstrebt, als Stützen für das Reserve-Großsegel der Jacht, das man an der Seite bis zum Boden herunterfallen ließ. Unter das durch Stricke befestigte Zeltdach schaffte man das Bettzeug, die notwendigsten Geräte, die Waffen sowie Munition und Proviant. Da das Floß aus den Bruchstücken der *Sloughi* gebaut werden sollte, mußte man sich noch etwas gedulden.

Das Wetter war trocken, zuweilen wehte ein schwacher, erfrischender Wind von der Landseite her, die Arbeit ging gut voran.

Um den 15. April war die Fracht des Schoners fast vollständig gelöscht, die schweren Gegenstände konnte man erst nach der Zerstörung des Schiffes bergen, so die als Ballast dienenden Bleibarren, die Wassertonnen im unteren Schiffsraum, das Gangspill und die Herdeinrichtung. Das ganze Takelwerk, der

Fockmast, die Raanen, die Wanten, ferner Ketten, Wurfanker, Kabel, Taue, Kabelgarn und dergleichen, war schon in die Nähe des Zeltes geschleppt worden.

Bei all dieser Arbeit durfte aber die Beschaffung von Nahrungsmitteln nicht vernachlässigt werden. Doniphan, Webb und Wilcox widmeten jeden Tag einige Stunden der Jagd auf Felstauben und anderes Federvieh, die Kleinen sammelten Schaltiere, sobald die Ebbe den oberen Teil der Klippenbank freigelegt hatte. Gordon hielt ihnen öfters eine Strafpredigt, wenn sie in total durchnässten Kleidern zurückkamen, Briant hingegen entschuldigte sie, so gut er konnte. Die Arbeit ging ganz nach Wunsch vor sich, Gordons Methode schnellster Arbeitsbewältigung bewährte sich vorzüglich; auch Doniphan unterwarf sich willig den Ratschlägen des jungen Amerikaners. In der kleinen Welt dieser Kinder herrschte vollkommene Eintracht. Man mußte sich jedoch sehr beeilen. Die zweite Hälfte des April war weniger schön, die mittlere Temperatur sank beträchtlich, mehrmals stand das Thermometer am frühen Morgen auf 0 Grad. Der Winter meldete sich an, bald schon würden Hagel-, Schnee- und Sturmschauer über Meer und Insel hinwegfegen. Aus Vorsicht mußten sich die Großen und Kleinen wärmer kleiden, man brauchte nur in Gordons Notizbuch schauen, um zu wissen, in welchem Ballen sich die diesbezüglichen Kleidungsstücke befanden. Wiederholt mußten Dole und Costar im Zelt bleiben und einen beginnenden Schnupfen auskurieren. Moko versorgte sie dann mit einem Teeaufguß, die

Apotheke der Jacht lieferte vorerst noch die benötigten Heilmittel.

Nachdem die Jacht ausgeräumt worden war, zerlegte man den in allen Fugen auseinandergefallenen Rumpf. Die Kupferbleche des Beschlages wurden sorgfältig abgelöst, um in French-den Verwendung zu finden. Das Abtrennen der Planken war ein schweres Stück Arbeit für die Kinder, aber am 25. April kam ihnen ein stürmischer Wind zu Hilfe. Trotz der inzwischen eingetretenen kalten Jahreszeit zog in dieser Nacht ein heftiges Gewitter auf, das sich bereits durch die Trübung des Sturmglases angemeldet hatte. Grelle Blitze zuckten durch die Atmosphäre, das Donnernrollen tobte unausgesetzt von Mitternacht bis Tagesanbruch. Zum Glück regnete es nicht, dennoch war es mehrmals nötig, das Zelt zu halten und es gegen die peitschenden Sturmwinde zu schützen. Dieses Unwetter vollendete die von den Kindern mit Zangen und Meißeln begonnene Zerstörung der einst so stolzen, seetüchtigen *Sloughi*. Dielosgeschlagene Beplankung, die schon gelockerten Rippen und der durch wiederholtes Aufstampfen zerborstene Kiel schwammen als Bruchstücke umher, man mußte sie nur wieder einsammeln und zum Zeltplatz schaffen.

Am Abend des 28. April war alles, was von der *Sloughi* noch übriggeblieben war, am Lagerplatz gestapelt. Damit war vorerst das Allerschlimmste überstanden, denn ab jetzt konnte man sich zum Transport des natürlichen Wasserlaufes bedienen, der ja direkt an der Höhle vorbeiführte.

»Morgen beginnen wir mit dem Bau unseres Floßes«, sagte Gordon.

»Ja, und um uns das Zuwasserlassen des Floßes zu erleichtern, schlag ich vor, es gleich auf dem Rio selbst zu bauen«, überlegte Baxter.

»Das dürfte nicht gerade bequem sein«, sagte Doniphan.

»Egal, wir versuchen es, dann brauchen wir es nicht kompliziert vom Stapel laufen zu lassen.«

Die vom Schoner losgelösten Planken, der in 2 Stücke zerbrochene Kiel, der Fockmast, das Bodenstück des Großmastes, die Kreuzhölzer und das sogenannte Eselshaupt, der Bugspriet, die Großraa des Focksegels und verschiedene andere Teile waren von den Kindern an eine Stelle des Ufers geschafft worden, die von der Flut zur Zeit des höchsten Wasserstandes erreicht wurde. Man wartete diesen Zeitpunkt ab, um nach Eintritt der Flut die größten Stücke neben und auf die zuvor bereits zurechtgelegten Grundbalken des Floßes, das ziemlich groß bemessen werden mußte, um alles aufnehmen zu können, zu zimmern. So erhielt man eine Grundlage von etwa 3 m Länge und 1,5 m Breite. Den ganzen Tag über wurde eifrig gearbeitet, noch vor Einbruch der Dunkelheit war das Floß fertig. Briant vertäute es aus Vorsicht noch an einigen Uferbäumen, denn mit der zurückflutenden Ebbe hätte es leicht ins Meer getrieben werden können. Erschöpft von dieser schweren Arbeit aßen die Jungen zur Nacht und legten sich sofort schlafen.

Am Morgen des 30. April ging die Arbeit in vollem Tempo weiter. Jetzt mußte auf der

Floßgrundlage eine Plattform errichtet werden, hierzu dienten die Planken der Bordwand und der Schanzkleidung der *Sloughi*. Obwohl keine Stunde vergeudet wurde, dauerte das drei volle Tage. Schon zeigten sich auf den Wassertümpeln einzelne Kristallisationen, der Schutz des von einem Lagerfeuer erwärmten Zeltens begann langsam unzureichend zu werden, Gordon und seine Kameraden mußten sich, obwohl in wollene Decken gehüllt, nachts eng aneinander-schmiegen. Das trieb sie erst recht zur Eile, so schnell wie möglich nach French-den zu kommen, wo sie besser geschützt waren gegen den hereinbrechenden Winter.

»Wir dürfen mit der Abfahrt nicht länger als bis zum 6. Mai warten«, sagte Briant.

»Und warum?« fragte Gordon.

»Übermorgen ist Neumond, die Gezeiten treten also stärker auf als gewöhnlich; je größer die Flutwellen, um so mehr Chancen, schneller und bequemer nach French-den zu kommen. Denk doch, Gordon, wir haben Bergfahrt vor uns, mit Schlepptauen und ohne Unterstützung der Strömung ist das kaum zu schaffen.«

»Du hast recht, in 3 Tagen müssen wir spätestens aufbrechen.«

Am 3. Mai wurde das Floß beladen, am Nachmittag des 5. Mai war jeder Gegenstand an seinem Platz verstaut. Die Ballen waren so geschickt verteilt, daß das Floß genau im Gleichgewicht lag. Jetzt brauchten also nur noch die Tauen gelöst werden, wenn der Eintritt der Flut sich an der Riomündung bemerkbar machte.

Schon wollten sich die Kinder, erschöpft und kalt gefroren, schlafen legen, da machte Gordon noch einen Vorschlag.

»Liebe Freunde, wir entfernen uns jetzt etwas vom Meer, wir werden es nicht mehr so gut überwachen können wie bisher; sollte sich ein Schiff nähern, wären wir nicht imstande, Signale abzufeuern. Es erscheint mir deshalb ratsam, jetzt noch einen Mast auf dem Steilufer zu errichten und dort für immer eine unserer Flaggen auf zuziehen.«

Dieser Vorschlag wurde einstimmig gutgeheißen. Die zur Herstellung des Floßes nicht verwendete Fockmaststenge des Schoners wurde zum Steilufer geschleppt und oben tief in den Boden gerammt. Baxter hißte an einer Zugleine die Flagge Großbritanniens, Doniphan schoß mit der Flinte Salut.

»Aha«, sagte Gordon zu Briant, »Doniphan nimmt im Namen Englands von dieser Insel Besitz.«

»Sollte mich nicht wundern, wenn sie ihm schon gehörte.«

Am folgenden Morgen waren alle Kinder schon früh auf den Beinen. Sie beeilten sich, das Zelt abubrechen und das Bettzeug auf das Floß zu schaffen. Von der Witterung brauchten sie augenblicklich nichts zu befürchten.

Um sieben Uhr waren die Vorbereitungen beendet. Die Plattform war so eingerichtet, daß sie nötigenfalls für 3 Tage als Aufenthaltsort dienen konnte. Was an Nahrungsmitteln gebraucht wurde, hatte Moko gesondert verstaut. Um 8 Uhr waren alle Kinder auf dem Floß. Die Großen hielten

Bootshaken und Stangen bereit, um eventuell wirkungsvolle Steuermanöver durchführen zu können. Kurz vor 9 Uhr machte sich die Flut bemerkbar.

»Achtung, aufgepaßt!« riefen Briant und Baxter. Beide standen an den Tauen.

»Wir sind fertig!« rief Doniphan, der mit Wilcox auf dem vorderen Floßteil stand.

»Loslassen!« rief Briant.

Das Floß trieb langsam und sicher zwischen den beiden Ufern hin, im Schlepptau schaukelte die Jolle.

Gegen 11 Uhr setzte schon wieder die Ebbe ein, das Floß wurde schnell verankert, damit es nicht wieder dem Meere zugetrieben werden konnte. Es wäre zwar theoretisch möglich gewesen, die nächste Flutwelle wieder auszunützen, aber man hätte dann in der Dunkelheit fahren müssen, und das war den Kindern zu gefährlich.

»Ich meine, es wäre unklug; wir würden uns nur unnötig Gefahren aussetzen, die unser Floß und alles darauf befindliche Material zerstören könnten. Warten wir bis morgen!« Gordons Vorschlag wurde gebilligt. Zwar brauchte man so 24 Stunden länger, aber die Sicherheit ging vor. Die Kinder blieben also den halben Tag und die Nacht über an dieser Stelle am rechten Rioufer. Doniphan und seine Jagdbegleiter gingen an Land und schossen 4 junge fette Trappen und einige Tinamus.

»Das gibt unser erstes Essen in French-den«, erklärte Moko. Während seines Jagdausfluges hatte Doniphan nichts bemerkt, was auf

menschliche Anwesenheit auf dieser Insel hätte schließen lassen; von Tieren erkannte er nur Vögel.

Der Tag verstrich ohne besondere Ereignisse. Baxter, Wilcox und Croß standen die Nacht über auf Wache. Am folgenden Morgen wurde die Floßfahrt bei steigender Flut wieder fortgesetzt. Die Nacht war kalt gewesen und der Tag kaum weniger; es war höchste Zeit, daß sie bald nach French-den kamen. Wenn erst Eisschollen zur Sloughi-Bai hin abtrieben, wie sollten sie dann noch weiterkommen? Und doch war es ganz ausgeschlossen, schneller als die Flut zu fahren. Gegen Mittag wurde auf der Höhe der Schlammlache haltgemacht. Die mit Moko, Doniphan und Wilcox besetzte Jolle fuhr noch etwas weiter und hielt erst an, als nicht mehr genügend Wasser vorhanden war. Diese Schlammlache bildete gewissermaßen die Fortsetzung des Sumpfes, der sich jenseits des linken Ufers ausdehnte, sie schien reich an Niederwild zu sein. Doniphan erlegte einige Bekassinen; die Einstandsmahlzeit in der Höhle würde ein Leckerbissen werden.

Es folgte eine ruhige, sehr kalte Nacht mit einer rauhen Brise vom Meer. Auf dem Rio bildete sich bereits eine dünne Eisschicht, die sich jedoch beim geringsten Stoß auflöste. Die Kleinen wurden langsam ungeduldig, besonders Jenkins und Iverson maulten herum, daß sie viel lieber auf der *Sloughi* geblieben wären als hier auf dem Floß herumzusitzen und zu frieren. Am Nachmittag des nächsten Tages war es dann endlich soweit. Das Floß legte gegen 15.30 Uhr vor French-den an.



Für die Kleinen wurde jede Abwechslung zum Spiel. Kaum an Land, tollten sie wie wild in der Gegend herum. Briant befahl ihnen, sich nicht allzu weit weg zu wagen.

»Willst du nicht auch mit den anderen spielen?« fragte er seinen Bruder.

»Nein, ich bleibe lieber hier«, antwortete Jacques.

»Etwas Bewegung könnte dir nichts schaden. Lieber Jacques, ich bin mit dir unzufrieden; du bist seit der Abfahrt aus Auckland nicht mehr der alte, irgend etwas verheimlichst du mir. Bist du krank?«

»Mir fehlt nichts!«

Immer die gleiche Antwort! Aber Briant war entschlossen, den wahren Grund der Bedrückung zu erfahren, auch wenn er es auf eine Szene ankommen lassen mußte. Briant wollte nun zuerst den Neuankömmlingen in French-den die Höhle zeigen. Moko trug eine Signallaterne voran, mit deren Schein alles gut erleuchtet wurde. Der Eingang war während ihrer Abwesenheit unberührt geblieben, die Zweige lagen wie früher.

»Hui, hier wird's aber eng zugehen!« rief Baxter, als er die Tiefe ausgemessen hatte.

»Wir müssen nur die Betten übereinander bauen, dann geht das schon«, antwortete Garnett.

»Wozu diese Umstände?« sagte Wilcox.
»Stellen wir die Betten ruhig nebeneinander auf.«

»Damit wir nicht hin und her laufen können?«

»Dann geht eben niemand hin und her!«
»Weißt du einen besseren Rat?«
»Nein, aber . . .«
»Aber die Hauptsache ist doch«, sagte Service,
»wir haben ein Dach über dem Kopf. Ich glaube,
Webb hat sich auch nicht eingebildet, hier eine
vollständig eingerichtete Wohnung, mit Salon,
Speise- und Schlafzimmer, Vorraum, Rauch- und
Badezimmer vorzufinden.«
»Eine Küche ist nötig, also darauf will hoffentlich
keiner hier verzichten oder?«
»Die Küche kann man draußen aufstellen«,
sagte Moko.
»Nein, das wäre bei schlechtem Wetter zu
unbequem«, antwortete Briant, »morgen stellen wir
den Herd der *Sloughi* drinnen auf.«
»Was!? Den Ofen hier mitten in der Höhle, wo
wir essen und schlafen?« sagte Doniphan
angewidert.
»Tja, Lord Doniphan, dann lernst du einmal, wie
Wohlgerüche duften«, spottete Service.
»Halt den Mund, Küchengehilfe!«
»Keinen Ärger, jetzt wird nicht gestritten«, sagte
Gordon besänftigend, »vorläufig bleibt uns gar
keine andere Wahl, damit basta! Der Ofen dient
uns nämlich nicht nur zum Kochen, er heizt auch
die Höhle. Wir haben den ganzen Winter über Zeit,
die Wände nach verschiedenen Richtungen weiter
auszubuchten, falls das möglich sein sollte. Laßt
uns French-den nehmen, wie es ist, alles andere
später!«

Die Matratzen wurden herbeigeschafft und die Lagerplätze in regelmäßigen Reihen auf dem feinen Sandboden aufgeschlagen. Die Kinder waren ja von der *Sloughi* die Enge der Schiffskabinen gewohnt. Danach wurde die große Tafel der Jacht in der Höhlenmitte aufgestellt, Garnett deckte sofort den Tisch.

Moko und Wilcox hatten inzwischen Holz entzündet, das Webb und Wilcox unter den Bäumen am Ufer gesammelt hatten. Um 18 Uhr kochte der große Topf mit dem Fleischbisquit, daneben brieten, auf einen Draht gezogen, ein Dutzend Tinamus. Um 19 Uhr war das Essen fertig, die Kinder saßen um den langgestreckten Tisch herum und ließen es sich schmecken. Die warme Suppe zu Anfang, danach ein Stück Cornedbeef, die gegrillten Tinamus, das Fleischbisquit in Brotteig, frisches Wasser mit etwas Brandy, ein Stück Chester-Käse und einige Gläser Sherry entschädigten sie für die spärlichen Mahlzeiten während der letzten, anstrengenden Tage.

Nach dem Essen schlug Gordon vor, gemeinsam zum Grab von François Baudoin, dessen Höhle man jetzt bewohnte, zu gehen. Schon lag die Abenddämmerung über dem See, als die Kinder vor einer leichten Bodenerhebung und dem darauf eingerammten Holzkreuz stehenblieben und beteten. Um 21 Uhr lagen alle in den Betten und schliefen, nur Wilcox und Doniphan saßen um ein Feuer am Höhleneingang auf Wache. Am nächsten Tag, dem 9. Mai, und während der 3 darauffolgenden Tage wurde das Floß entladen. Schon sammelten sich dunstige Wolkenfelder am

Himmel, es würde nicht mehr lange dauern und die ersten Winterstürme mit Regen und Schnee zogen über die Insel. Die Temperatur stieg jetzt kaum noch über den Nullpunkt. Auch die Jäger wagten sich nicht mehr weit von French-den weg, sie schossen nur das Nötigste, um den Proviant zu schonen. Aber Gordon mißfiel auch dies; man mußte an Pulver und Blei unbedingt noch mehr als bisher sparen, vielleicht war man in einer gefährlichen Situation einmal bitter darauf angewiesen.

»Es steht mehr auf dem Spiel, als wir uns augenblicklich vorstellen mögen«, sagte Gordon zu Doniphan.

»Einverstanden, dann müssen wir aber auch mit den anderen Vorräten sparsamer umgehen. Wir würden es sicher bereuen, ohne den nötigen Proviant zu sein, wenn wir die Insel verlassen ...«

»Die Insel verlassen?« fragte Gordon überrascht.

»Warum denn nicht, Gordon, wenn sich Festland in der Nähe befindet? Ich habe keine Lust, wie dieser Landsmann von Briant zu enden.«

»Natürlich nicht, aber sind wir denn fähig, ein Boot zu bauen, das seetüchtig ist?« »Warum nicht?«

»Doch ehe wir an derartiges denken können, sollten wir es uns erst hier in der Höhle und auf der Insel bequem machen, denn immerhin kann es Jahre dauern, bis wir . . .« »Daran erkenne ich Gordon, typisch, du wärst entzückt, hier eine Kolonie gründen zu können.«

»Natürlich, wenn uns nichts anderes übrigbleibt.«

»Ich glaube nicht, daß du mit solchen Vorstellungen viel Anhänger findest, nicht einmal deinen Freund Briant.«

»Darüber müßte man erst einmal sprechen. Was Briant betrifft, so will ich dir rundheraus einmal sagen, daß du ihm unrecht tust; Briant ist ein guter Kamerad, der uns immer wieder Beweise seiner Opferbereitschaft gegeben hat.«

»Natürlich, Gordon, er ist ein Held!«

»Nein, er hat Fehler wie wir alle, aber dein Verhalten ihm gegenüber kann in unserer Lage nur schaden, das solltest du einmal überlegen. Briant wird von allen hochgeschätzt.«

»Ja, ja von allen!«

»Oder wenigstens von den meisten. Ich verstehe nicht, wie du, Wilcox, Croß und Webb euch nicht mit ihm vertragen könnt. Ich sage dir das nur beiläufig und hoffe, das du dir das mal überlegst.«

Nach der Entladung des Floßes mußte man jetzt nur noch die Plattform und die Grundlage auseinandernehmen, um deren Einzelteile in der Höhle weiterverwenden zu können. Leider hatte nicht alles Material in der Höhle selbst Platz gefunden, man würde also bald einen Schuppen bauen müssen. Auf Gordons Rat wurden neue Gegenstände in einem Winkel der Uferhöhe verstaut und mit geteerten Leinensrücken abgedeckt. Während der folgenden Wochen konnten Doniphan, Webb, Wilcox und Croß, denen sich noch Garnett und Service anschlossen, nach Herzenslust jagen. Eines Tages gingen sie durch

einen Birken- und Buchenwald, wo sie an manchen Stellen deutlich Spuren menschlicher Arbeit entdeckten, so angehobene und mit Zweigen überdeckte Gruben, gerade tief genug, um Tiere zu fangen. Ihr Zustand ließ erkennen, daß sie schon sehr alt sein mußten, eine der Gruben enthielt noch Überreste eines Tieres, dessen Art man freilich nicht mehr bestimmen konnte.

»Jedenfalls stammen die Knochen von einem ziemlich großen Tier«, sagte Wilcox, der in die Grube geklettert war und einige Knochen mit nach oben brachte.

»Ein vierfüßiges Tier, wie man unschwer erkennt.«

»Wenn nicht sogar ein fünffüßiges«, scherzte Service.

»Blöder Spruch!«

»Seit wann ist denn das Lachen verboten?«

»Das Tier muß einmal sehr kräftig gewesen sein«, sagte Doniphan, »seht hier nur, wie dick der Kopf und die mit Hakenzähnen versehene Kinnlade ist. Wenn sich ein solches Tier noch auf der Insel befindet, wird Service schon das Scherzen vergehen.«

»Glaub ich auch«, antwortete Croß, der alles goutierte, was sein Vetter sagte.

»Du meinst also, es handelt sich um ein Raubtier?« fragte Webb.

»Ja, ganz sicher!«

»Einen Löwen oder Tiger?!«

»Vielleicht einen Jaguar oder Cugar.«

»Dann ist alle Achtung geboten!«

»Dann können wir also nicht mehr so sorglos durch die Wälder der Insel streifen wie bisher!«

Die Jäger wollten gerade umkehren, als Wilcox sagte: »Halt, da kommt mir noch ein Gedanke. Wenn wir die Fallgrube mit frischen Zweigen bedecken, verfängt sich vielleicht eines jener großen Tiere darin.«

»Wie du willst«, reagierte Doniphan, »ich bin ja mehr dafür, sie auf freier Wildbahn zu jagen, das hier sieht so ein bißchen nach Mord aus.«

Trotzdem aber halfen alle Wilcox, die Zweige über der Grube auszuwechseln. Um die Stelle auch wiederzufinden, knickte Wilcox am Waldrand verschiedene Äste ab, dann kehrten sie schnell nach French-den zurück.

Ein unerwarteter Zwischenfall ereignete sich am 17. Mai. Briant und einige Kameraden waren an diesem Tag zum Wald in der Nähe des Steilufers gegangen, um nach einer weiteren Höhle zu suchen, in der man das restliche Material aufbewahren konnte. Nahe der Grube hörten sie ein heiseres Geschrei. Briant und Doniphan schlichen mit durchgeladenen Gewehren heran, keiner wollte dem anderen den Vortritt lassen. 20 Schritte vor der Grube sahen sie die eingebrochene Zweigdecke.

»Vorwärts, Phann!« rief Doniphan.

Der Hund sprang bellend, aber ohne große Unruhe voraus. Briant und Doniphan liefen hinter Phann her, erreichten die Grube und beugten sich vorsichtig über die Einbruchsstelle.

»Kommt nur her!« riefen beide.

»Kein Jaguar?«

»Und auch kein Cuguar?«

»Nein, keine Angst, es ist nur ein Strauß.«

»Also ein Stück vortreffliches Fleisch für unseren Gaumen!«

»Den müssen wir lebend bekommen!« rief Wilcox.

»Au ja, lebend!« jubelte Service.

»Aber das dürfte ziemlich schwierig sein!«

»Versuchen wir es!«

Der Vogel gehörte zu der in den südamerikanischen Pampas häufig auftretenden Gattung der Nandus.

Wilcox ließ sich in die Grube hinabgleiten, auf die Gefahr hin, einige kräftige Schnabelhiebe abzubekommen. Doch es gelang ihm rechtzeitig, dem Tier seine Wolljacke über den Kopf zu stülpen. Die Füße band er mit ein paar aneinandergeknüpften Taschentüchern fest, so gelang es, den Vogel mit vereinten Kräften nach oben zu hieven.

»Wir haben ihn!« rief Webb.

»Schön, aber was fangen wir mit ihm an?«

»Das ist einfach«, antwortete Service seinem Kameraden Croß, »wir bringen ihn nach Frenchden, füttern ihn und benutzen ihn als Reittier. Ich werde das schon machen, genau wie mein Freund Robinson.«

Ob das gelingen würde, war mehr als zweifelhaft, aber Service ließ sich durch nichts von seinem Vorschlag abbringen. Er bestimmte sogar schon, wer auf ihm reiten durfte. Die Kinder

bestaunten ihn als Helden, der es wagte, ein wildes Tier zu zähmen und abzurichten.

Seit die Kinder French-den bewohnten, hatten Gordon und seine Kameraden eine regelmäßige Lebensordnung eingeführt. Gordon schlug vor, daß jedem ein bestimmtes Ressort übergeben werden sollte, besonders die Kleinen durfte man sich nicht selbst überlassen. Warum sollte man nicht den in der Pension Chairman begonnenen Unterricht hier auf der Insel fortsetzen?

»Wir haben ja Bücher, mit denen wir lernen können!«

»Ganz recht«, antwortete Briant, »da es uns vielleicht irgendwann gelingen wird, diese Insel zu verlassen und unsere Familien in Auckland wiederzusehen, sollten wir unsere Zeit hier nicht vergeuden.«

Es wurde also eine Art Schulprogramm entworfen und von allen gebilligt. Während der Wintermonate konnte man ja sowieso nicht so oft nach draußen gehen, also mußte man drinnen nach einer Beschäftigung suchen. Der Unterricht schien dafür am geeignetsten.

12

Während der letzten Ausflüge hatten die Jungen wiederholt das Steilufer nach einer zweiten Höhle oder Grotte abgesucht, allerdings erfolglos. Man mußte also doch auf Briants ersten Plan zurückgreifen und French-den von innen her ausbauen. Bei der vorliegenden Kalksteinmasse konnte es nicht sehr schwierig sein, die Wände zu durchbrechen. Axt und Spitzhacke waren vorhanden, und Zeit spielte keine Rolle. Zu Sprengstoff brauchte man sicherlich nicht zu greifen, denn es hatte sich ja schon bei der Bohrung eines Loches für das Ofenrohr gezeigt, wie gut der Kalkstein bearbeitet werden konnte. Inzwischen hatte Baxter den Höhleneingang erweitert und eine Tür von der *Sloughi* eingepaßt. Links und rechts vom Eingang hatte er 2 Fenster, eigentlich eher 2 Schießscharten durchbrochen. Dadurch verbesserten sich die Lichtverhältnisse und die Frischluftzufuhr wesentlich.

Seit einer Woche war endgültig Winter. Heftige Stürme brausten über die Insel hinweg, doch French-den lag geschützt. Regenschauer und Schneegestöber gingen über dem Steilufer nieder, nur in Seenähe konnte man überhaupt noch einigermaßen erfolgreich jagen. Enten, Bekassinen, Kiebitze, Wiesenläufer und Wasserhühner wurden erlegt und in Mokos Pfanne gehauen.

Am 27. Mai begannen die Kinder mit den Erweiterungsarbeiten in der Höhle.

»Zuerst die rechte Wand«, sagte Briant, »versuchen wir zur Seeseite hin einen Durchbruch, dann gewinnen wir zudem noch einen zweiten Höhlenzugang. Somit könnten wir auch die Umgebung besser überwachen.«

»Aber achtgeben, damit nichts einstürzt«, ermahnte Gordon seine Kameraden.

Von innen aus gerechnet, trennten die Höhle höchstens 15m von der östlichen Außenwand. Mit Hilfe des Kompasses bestimmte man die Richtung.

»Treiben wir erst einen Stollen hinein«, riet Baxter, »wir können dann immer noch beliebig erweitern und erhöhen. Die beiden möglichen Räume wären dann durch eine Art Vorsaal getrennt, der an beiden Enden total abgeschlossen ist.«

»Einverstanden«, sagte Briant, »dabei können wir auch die Gesteinsmasse untersuchen ; außerdem müssen wir darauf achten, daß kein Wasser durchsickert, sonst wäre alle Mühe vergebens.«

Während der nächsten 3 Tage ging die Arbeit gut voran. Die Kalkmasse ließ sich fast mit dem Messer schneiden. Der Abraum wurde sofort nach draußen geschafft. Der Stollen war bereits 1,60 m weit gebohrt, als sich am Nachmittag des 30. Mai etwas Unerwartetes ereignete.

Auf dem Boden liegend wie ein Minenarbeiter, der einen Sprengschacht ausgräbt, glaubte Briant im Innern der Gesteinsmasse einen dumpfen Laut gehört zu haben. Sofort unterbrach er seine Arbeit, um besser lauschen zu können. Wieder hörte er dasselbe Geräusch. Briant wand sich zu Gordon

und Baxter zurück und erzählte ihnen von seiner Entdeckung.

»Täuschung«, meinte Gordon.

»Nimm du meinen Platz und lege das Ohr an den Stein«, schlug Briant ihm vor.

Gordon kroch hinein, nach einigen Minuten kam er wieder heraus.

»Stimmt, du hast dich nicht getäuscht! Ich habe ein Knurren gehört.«

Nun wiederholte auch Baxter die Probe, auch er stimmte der Entdeckung Briants zu.

»Was in aller Welt kann das sein?«

»Kann ich mir nicht erklären. Benachrichtigen wir besser auch Doniphan und die anderen.«

»Nur die Kleinen nicht, sonst gibt es hier ein Theater!«

Eben kamen alle zum Mittagessen zurück, so ließ es sich nicht vermeiden, daß auch die Kleinen von dem Vorfall erfuhren, was sie natürlich sehr erschreckte. Nacheinander begaben sich Doniphan, Wilcox, Webb und Garnett in den Stollen. Aber jetzt hatte das Geräusch aufgehört; sie hörten nichts.

»Habt ihr euch wieder einmal getäuscht«, sagte Doniphan selbstherrlich.

Jedenfalls wurde beschlossen, die Arbeit nicht zu unterbrechen; nach dem Essen schlüpfte Briant wieder in den Stollen. Im Laufe des Nachmittags ließ sich kein weiteres Geräusch vernehmen, bis endlich gegen 21 Uhr erneut das Knurren deutlich durch die Wand zu hören war. Da stürzte Phann

wütend in den Schacht hinein, kam jedoch sofort wieder mit gesträubtem Fell hervor.

Die Kleinsten hatten jetzt eine fürchterliche Angst, sie glaubten sofort an irgendwelche Waldgeister, an Gnomen und Gespenster. Briant versuchte sie zu beruhigen, befahl ihnen, ihren Lagerplatz aufzusuchen und einzuschlafen. Gordon und die anderen diskutierten noch lange über die seltsame Erscheinung in der Felswand, die auch später noch andauerte. Endlich waren auch sie zum Umfallen müde, alle außer Moko und Briant legten sich schlafen.

Am folgenden Morgen war die ganze Gesellschaft bereits sehr früh wieder munter; Baxter und Doniphan krochen wieder in den Stollen, aber kein Geräusch war hörbar. Auch Phann hatte sich beruhigt.

An die Arbeit! « befahl Briant.

»Man kann immer noch aufhören, wenn sich das Geräusch vernehmen läßt«, sagte Baxter.

»Könnte das Geräusch nicht von einer Quelle herrühren«, überlegte Doniphan.

»Dann müßte man es ja immer hören, aber das ist nicht der Fall«, erwiderte Wilcox richtig.

»Ich würde es eher vom Wind herleiten, der sich in einer Spalte der Anhöhe fängt«, sagte Gordon.

»Steigen wir doch hinauf und untersuchen den Boden«, schlug Service vor.

50 Schritte in Richtung Ufergelände fanden sie einen Weg, der zum oberen Teil der Felsen führte. Auf dem Kamm des Höhenrückens aber fand sich kein Spalt, durch den Luft oder Wasser hätte

eindringen können. Die Arbeit wurde also bis zum Abend ohne Unterbrechung fortgesetzt. Da sagte Gordon plötzlich:

»Phann ist weg!«

Man rief nach ihm, aber er tauchte nicht auf, man hörte auch kein Bellen.

Gordon trat nach draußen und rief — alles still! Doniphan und Wilcox liefen zum Rio und zum Seeufer — keine Spur von Phann. Man suchte die ganze Umgebung von French-den nach Phann ab, aber der Hund blieb verschwunden. Offenbar war Phann nicht in Hörweite, denn auf Gordons Stimme hätte er sofort reagiert. Daß er sich verirrt haben könnte, schien wenig plausibel. War er von einem Raubtier verschleppt worden?

Es war jetzt etwa 21 Uhr. Über dem Steilufer und dem See lag tiefe Dunkelheit. Die Kinder mußten sich wohl oder übel entschließen, die Suche nach Phann für heute aufzugeben, wollte man sich nicht selbst noch verirren. Alle gingen sehr bedrückt über das Verschwinden ihres Hundes zurück nach French-den. Die einen legten sich auf die Matratzen, die anderen setzten sich um den Tisch, jeder fühlte sich einsamer, jeder entmutigt.

Plötzlich hörten sie dumpfe Laute. Briant eilte sofort zum Stollen.

»Das kommt von hier!«

Alle hatten sich erhoben, keiner sprach ein Wort.

Briant kam wieder aus dem engen Stollengang heraus. »Dort muß eine Höhle sein, deren Eingang sich wohl am Fuß der Gesteinsmasse befindet.«

»Wahrscheinlich ein Unterschlupf für Tiere!«

»Vielleicht! Das werden wir morgen früh klären!«
Da hörten sie ein lautes Gebell aus dem Innern des Felsens.

»Ist Phann womöglich da drin?!«

Briant ging also noch einmal in den Gang, legte das Ohr lange an den Stein, aber umsonst. Kein Geräusch war zu hören. Hinter der Wand mußte sich eine Höhle befinden, aber wo war Phann?

Die Nacht verging, ohne daß die Kinder ein Geheul oder Gebell geweckt hätte.

Mit Tagesgrauen untersuchten die Kinder das Gestrüpp an der See- und Uferseite, ohne etwas zu finden. Phann hatte, obwohl Gordon ihn mehrmals angerufen hatte, keinen Laut von sich gegeben. Briant und Baxter nahmen abwechselnd die Arbeit am Stollen wieder auf. Von Zeit zu Zeit hielten sie inne, aber nichts war zu hören.

»Wir werden bald die Wand durchschlagen, führt deshalb die Kleinen zum Ufer, vielleicht befindet sich ein Raubtier in der Höhle. Ladet auch die Flinten und Revolver durch, damit wir uns wehren können, falls es nötig sein sollte.«

Briant dachte an alles, das reizte Doniphan zur Wut.

Gegen 14 Uhr stieß Briant einen lauten Schrei aus. Seine Spitzhacke hatte die gleich weiter nachstürzende Kalkwand durchbrochen. Briant trat einige Schritte zurück und stellte sich neben Doniphan, Wilcox und Webb.

Noch bevor sie sich umschauchen konnten, hörten sie etwas an der Stollenwand hinstreifen und mit

einem gewaltigen Satz sprang ein Tier durch die Öffnung. Es war Phann!

Nach dem ersten Schrecken und der anschließenden Freude, Phann wieder bei sich zu haben, kletterte Briant, gefolgt von Gordon, Baxter, Wilcox und Moko, mit einer Laterne durch die Felsöffnung. Hier war also eine zweite Höhle, ebenso hoch und breit wie French-den, allerdings wesentlich tiefer. Da stieß Wilcox mit dem Fuß an einen schweren, kalten Körper. Briant kam sofort mit der Laterne. »Ein toter Schakal!«

»Den muß Phann erlegt haben!«

»Das also ist die Erklärung für die Geräusche in der Wand.«

Nachdem man wieder nach French-den zurückgeklettert war, untersuchte Briant das Steilufer an der Seeseite. Gleichzeitig gab er laute Schreie von sich, worauf andere Rufe aus dem Innern der Höhle antworteten. So gelang es Briant, zwischen dem Gestrüpp dicht am Boden eine enge Öffnung zu entdecken, durch die Phann und der Schakal eingedrungen waren. Phann hatte den Kindern eine schwere Arbeit erspart. Da lag fix und fertig eine zweite Höhle neben French-den, von der François Baudoin nichts geahnt hatte. Man mußte nur den zweiten Eingang weiter öffnen und den engen Stollen zu einem begehbaren Gang ausbauen, dann war dieses Problem gelöst. Die zweite Höhle wurde »Halle« getauft, sie sollte als Schlaf- und Arbeitsraum dienen, während French-den als Küche, Speisekammer und Eßzimmer benützt wurde. Die Einrichtung der zweiten Höhle

dauerte fast 14 Tage, 2 Schießscharten und eine Tür wurden

angebracht, die Schlafplätze symmetrisch angeordnet, Sofas, Lehnstühle, Tische und Schränke hinübergeschafft. Für den eingefangenen Nandu richtete man im Winkel der Vorratskammer ein Plätzchen ein, bis man ihm im Freien ein Gehege bauen konnte. Gordon ging jetzt, nachdem man sich jetzt vollends eingerichtet hatte, an die weitere Ausarbeitung eines Programms.

Am Abend des 10. Juni saßen alle Kinder am Tisch neben dem knisternden Ofen. Wie zufällig kam man darauf, die verschiedenen Punkte der Insel mit Namen zu versehen, damit man sich rascher verständigen konnte.

»Wir wollen aber nur schöne Namen aussuchen!«

»Wie es die wirklichen und erfundenen Robinsons tun.«

»Ja, wir sind ja augenblicklich selbst welche.«

»Ein großes Pensionat von Robinsons.«

»Ich denke, wir sollten den Namen Sloughi-Bai beibehalten«, schlug Briant vor. »Einverstanden.«

»Auch den Namen French-den sollten wir nicht ändern, das gebietet uns das Andenken an den armen Schiffbrüchigen, dessen Stelle wir nun eingenommen haben.«

»Wie nennen wir den Rio, der in der Sloughi-Bai mündet?«

»Rio Sealand«, schlug Baxter vor, »dieser Name wird uns immer an unsere Heimat erinnern.«

»Angenommen!«

»Da der Rio den Namen Neuseelands erhalten hat«, meinte Doniphan, »so geben wir doch dem See einen Namen, der uns an unsere Familien erinnert, nennen wir ihn Family-Lake.«

Auch das fand große Zustimmung.

So ging es bis tief in die Nacht. Das Steilufer wurde Auckland-Hill getauft, das Kap, von dessen Gipfel aus Briant im Osten das Meer erkannt zu haben glaubte, nannte man auf seinen Vorschlag hin False-Sea-Point, Spitze des falschen Meeres. Die anderen Bezeichnungen lauteten wie folgt: Traps-woods nannte man den Waldteil, wo man die Trappen angetroffen hatte; Bog-woods den anderen Teil mit der Schlammlache; South-moores den Sumpf auf der südlichen Inselhälfte; Dike-creek den Bach, über den der Plattensteg gelegt worden war; Wrack-coast jene Küste, an der die Jacht gestrandet war; Sportterrace den von den Ufern des Rio und des Sees eingeschlossenen Platz, der vor der Halle zum Rasen wurde, wo, laut Gordons Programm Leibesübungen stattfinden sollten. Alle anderen Punkte auf der Insel sollten je nach den Vorfällen, die sich dort ereigneten, benannt werden.

»Geben wir auch noch den Vorgebirgen, die auf Baudoins Karte eingezeichnet sind, Namen«, schlug Briant vor. Man entschied sich für North-cape im Norden und für South-cape im Süden der Insel; den 3 Spitzen, die im Westen liegen, gab man die Namen: French-cape, British-cape und American-cape, zu Ehren der 3 in dieser Jungen-Kolonie vertretenen Nationen.

»Nur für die ganze Insel haben wir noch keinen Namen gefunden.«

»Ich weiß, wie man sie nennen könnte«, meldete sich Costar.

»Du weißt das, nicht möglich!?« erwiderte Doniphan.

»Wahrscheinlich will er sie Baby-Insel nennen«, scherzte Service.

»Laß deine Witze, Service und hören wir seine Idee.«

Aber Costar hatte jetzt den Mut verloren, seine Idee vorzutragen.

»Sag nur, Costar, ich bin überzeugt, daß dein Vorschlag gut ist«, besänftigte ihn Briant.

»Da wir alle Zöglinge der Pension Chairman sind, könnte man die Insel vielleicht Chairman-Insel nennen!«

Chairman-Insel. Dieser Name war genial, er Verband persönliche Erinnerungen und klang zudem noch richtig geographisch.

»Das geht in die Atlanten der Zukunft ein!« Jetzt verlangte noch einmal Briant das Wort. »Liebe Freunde, wir haben nun der Insel und den wichtigsten Orten einen Namen gegeben, wäre es da nicht gut, auch gleich ein Oberhaupt zu ernennen, das die Insel und ihre Bewohner regiert?«

»So ein Quatsch!« brummte Doniphan.

»Vielleicht geht dann alles etwas besser, wenn einer bestimmt, den die anderen zu ihrem Oberhaupt gewählt haben.«

»Wählen wir ein Oberhaupt!« riefen alle.

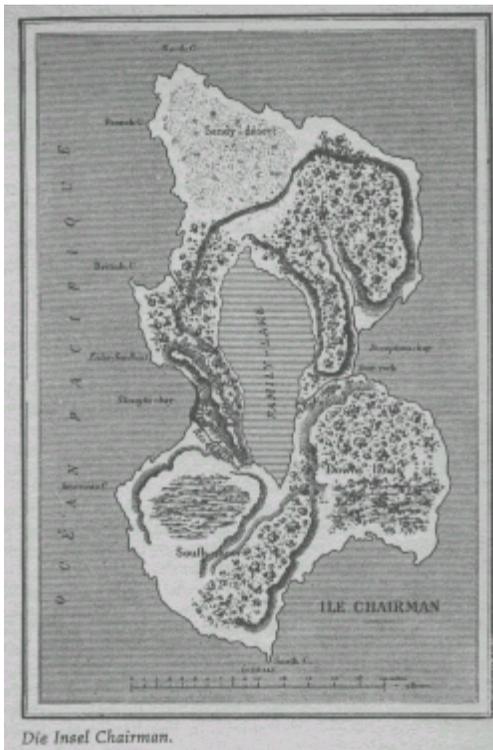
»Wenn es unbedingt sein muß«, stöhnte Doniphan verärgert, »aber nur für eine bestimmte Zeit, sagen wir für 1 Jahr.«

»Das aber dann wieder neu wählbar wäre.«

»Einverstanden!«

»Ich schlage Gordon vor«, sagte Briant.

Die Jungen brachen in ein Freudengeschrei aus. Gordon wollte zuerst ablehnen, mußte dann aber unter dem Druck seiner Kameraden die Berufung zum Oberhaupt der Kolonie auf der Chairman-Insel annehmen.



Der Winter würde, lag diese Insel etwa auf gleicher Breite wie Neuseeland, mindestens 5 Monate dauern. Gordon traf deshalb alle nur erdenklichen Vorkehrungen, um gegen die schlimmsten Überraschungen gewappnet zu sein. Unter seinen meteorologischen Beobachtungen hatte er folgendes errechnet: Winterbeginn Monat Mai, also 2 Monate vor dem Juli der südlichen Hemisphäre, der dem Januar der nördlichen Erdhälfte entspricht. Daraus war zu schließen, daß er 2 Monate danach, also September, beendet sein würde. Doch bekanntlich mußte man auch nachher noch mit heftigen Stürmen rechnen, die zur Zeit der Tagundnachtgleiche so häufig und so verheerend auftreten.

Um das tägliche Leben in French-den zu regeln, arbeitete Gordon sein Programm weiter aus. Seine Bemühungen zielten darauf ab, auch die Kleinsten daran zu gewöhnen, sich wie erwachsene Männer zu verhalten, sie sollten also nicht, wie es in der Pension Chairman üblich war, verpflichtet sein, die Größeren zu bedienen. Sonst aber richtete sich Gordon traditionsgemäß nach den Ausführungen des Buches »Collegleben in England«, einem Schinken über die »höhere Gewalt an englischen Schulen«. Da die Bibliothek von French-den außer Reisebeschreibungen nur wenige Bücher enthielt, konnten die Größeren ihre Studien kaum fortsetzen; sie mußten vor allem den Unterricht der Kleinen gestalten und überwachen. Besonderen

Wert sollte dabei auf den Turn- und Sportunterricht gelegt werden. Gordon entwarf sein Programm nach den Grundsätzen der englischen Erziehungsmethode :

1. Beherrsche und überwinde deine Angst.
2. Versäume niemals die Gelegenheit zu einer Anstrengung, die dich über dich selbst hinauswachsen läßt.
3. Verachte keine Arbeit, denn jede Arbeit ist zu etwas nütze.

Das sah in der Praxis folgendermaßen aus :

Vormittags und nachmittags je 2 Stunden allgemeine Arbeiten in der Halle; abwechselnd sollten Briant, Doniphan, Croß und Baxter aus der 5. und Wilcox und Webb aus der 4. Abteilung des Pensionats ihren Kameraden aus der 3., 2. und 1. Abteilung Mathematik-, Erdkunde- und Geschichtsunterricht geben; die Kleinen sollten vor allem nicht wieder vergessen, was sie schon einmal gelernt hatten. Zweimal die Woche, sonntags und mittwochs, sollte eine Versammlung abgehalten werden, d. h. in freier Unterhaltung sollte ein Thema aus der Geschichte oder der Gegenwart diskutiert werden. Gordon hatte darüber zu wachen, daß dieses Programm streng eingehalten wurde. Damit man das Zeitgefühl nicht vollständig verlor, wurde Wilcox beauftragt, jeden Tag die von der *Sloughi* geretteten Uhren aufzuziehen, Baxter hatte die Tage im Kalender abzustreichen. Webb erhielt den Auftrag, den Barometer- und Thermometerstand abzulesen und täglich in einem

Heft zu notieren. Außerdem beschloß man, ein Tagebuch über alles, was sich auf der Chairman-Insel zugetragen hatte und noch zutragen würde, zu führen. Baxter meldete sich für diese Aufgabe freiwillig. Moko schließlich übernahm die Reinigung der Kleider und Bettwäsche.

Der nächste Tag war zufällig ein Sonntag. Die jungen Kolonisten machten gemeinsam einen langen Ausflug zum Family-lake. Anschließend veranstaltete Gordon für alle einen Wettlauf auf der Sport-terrace, wo sich besonders die Kleinsten bis zum Umfallen austoben konnten. Nach dem Abendessen spielte Garnett einige englische Volkslieder auf seiner Ziehharmonika, die anderen sangen mehr oder weniger falsch dazu. Jacques hatte von allen Anwesenden die schönste, reinste Stimme, aber er lehnte es kategorisch ab, einige Lieder zum besten zu geben. Gegen 22 Uhr lagen die Kinder auf ihren Matratzen, Phann saß hinter der Eingangstür und bewachte French-den und seine Bewohner. Im Lauf des Juni nahm die Kälte gewaltig zu. Webb teilte mit, daß das hundertteilige Thermometer 10 bis 12 Grad unter dem Gefrierpunkt anzeigte. Wenn der aus Süden kommende Wind nach Westen umsprang, hob sich die Temperatur ein wenig; es fiel dann meistens Schnee.

»Machen wir eine Schneeballschlacht«, riefen die Jungen und stürmten ins Freie.

Während des wilden Gefummels verirrte sich ein harter Schneeball und traf Jacques, der dem Treiben lediglich zuschaute, ziemlich fest. Er schrie auf.

»Ich habe es nicht mit Absicht getan«, entschuldigte sich Croß.

»Glaube ich«, sagte Briant, der herbeigeeilt war, »aber warum wirfst du auch so fest!«

»Wenn Jacques nicht mitspielt, braucht er auch nicht dazustehen!«

»Mach doch keine Witze, Briant«, mischte sich Doniphan ein, »das ist doch alles halb so schlimm!«

»Schon gut, aber deshalb kann ich trotzdem Croß ermahnen, nicht noch einmal so fest zu werfen.«

»Komm, komm, er hat es ja nicht mit Absicht getan!« »Warum mischt du dich denn überhaupt in eine Sache, die dich gar nichts angeht?«

»Das ist meine Sache! Dein Ton gefällt mir nicht!«

»Du suchst Streit!?«

»Mach halblang!«

»Wie du willst und wann du willst!« schrie Briant und kreuzte die Arme.

»Gut, dann aber sofort«, reagierte Doniphan. Da trat, gerade noch rechtzeitig, um eine Schlägerei zwischen den beiden Streithähnen zu verhindern, Gordon dazwischen. »Halte dich zurück, Doniphan. Diese Sache ging nur Briant und Croß was an, du hast dich da nicht hineinzumischen, merk dir das!«

Doniphan ließ den Kopf hängen und trottete verärgert zur Höhle zurück. Jeder wußte, daß er sich bei der nächsten Gelegenheit rächen würde.

48 Stunden schneite es ununterbrochen. Zum Vergnügen der Kleinsten bauten Service und

Garnett einen riesigen Schneemann, den sie dann als Zielscheibe für ihre Schneebälle benutzten.

Gegen Ende Juni mußte man auf derlei Vergnügungen verzichten. Der Schnee lag mittlerweile so hoch, daß man kaum noch vor die Höhle treten konnte. Wäre jemand auch nur 100 Schritte von French-den weggegangen, er hätte wahrscheinlich nicht wieder zurückgefunden, denn die Landschaft hatte sich vollkommen verändert und die verschiedenen Erkennungspunkte lagen unter einer dicken Schneedecke versteckt. Die Jungen blieben also in der Höhle und forcierten den Unterricht. Das tägliche Programm wurde peinlich genau eingehalten, besonderen Spaß machten die Diskussionsabende, wo sich allen voran Doniphan mit seiner überdurchschnittlichen Redegewandtheit auszeichnete. Warum trug er nur immer einen solchen Stolz zur Schau? Fuchste es ihn, daß er nicht zum ersten Oberhaupt der Kolonie ernannt worden war?

Obwohl man bis zum 9. Juli nicht ins Freie gehen konnte, litt die Gesundheit der Kinder nicht, denn die Frischluftzufuhr war durch die 4 Fensterchen gewährleistet. Überhaupt war ja die allgemeine Gesundheit das wichtigste Problem, denn wie hätte man schwerere Erkrankungen heilen sollen? Eine heikle Frage war auch die Beschaffung von frischem Wasser, wenn der Rio und der See zugefroren waren.

»Bauen wir doch eine unterirdische Leitung bis zur Höhle, die Rohre haben wir ja«, schlug Baxter, Gordons »Leibingenieur«, voi.

Nach verschiedenen mißlungenen Versuchen gelang dieses schwierige Vorhaben. Nun war man also von der Außentemperatur in punkto Wasser unabhängig.

Die Höhlenbeleuchtung war relativ einfach; man hatte genügend Ölvorräte für die Lampen und Laternen; später konnte man aus den Fettbeständen Mokos Kerzen herstellen. Sorge bereitetete Gordon die Ernährung während der Wintermonate, denn Jagd und Fischfang lieferten nicht wie sonst die gewohnte und einkalkulierte Ausbeute. Außer Schakalen, die Doniphan mit gezielten Schüssen tötete oder vertrieb, kamen keine Tiere in die Nähe der Höhle. Küchenchef Moko sah sich deshalb gezwungen, die *Sloughi*-Vorräte anzubrechen, denn immerhin mußte er ja 15 Mägen füllen. Das war keine einfache Aufgabe, wenn man den Appetit von 8- bis 14Jährigen Jungen bedenkt.

Als Briant am 9. Juli einmal nach draußen ging, konnte er beobachten, daß der Wind plötzlich nach Süden umgesprungen war. Der ungemein strenge Frost nötigte ihn jedoch, so schnell wie nur möglich wieder in die Halle zurückzukehren. »Der Wind ist umgesprungen«, sagte Briant zu Gordon. »Das war zu befürchten, ich mache mich sowieso auf weitere strenge Wintermonate gefaßt.«

»Das beweist aber, daß die *Sloughi* doch weiter als angenommen nach Süden verschlagen worden ist.«

»Schon möglich, aber trotzdem zeigt der Atlas keine Insel in der Antarktisnähe.«

»Seltsam, ich kann mir das nicht erklären; und ich wüßte nicht, welche Richtung wir einschlagen sollten, wenn wir die Möglichkeit hätten, mit einem Boot die Insel zu verlassen.«

»Die Chairman-Insel verlassen? Glaubst du denn immer noch daran?«

»Jede Minute, Gordon! Hätte ich ein halbwegs seetüchtiges Boot, ich zögerte keinen Augenblick, die Insel zu verlassen.«

»Gut, gut, aber vergiß dabei nicht, daß wir hier noch eine Menge Aufgaben zu bewältigen haben.«

»Denkst du denn nie daran, daß wir in Auckland noch Angehörige haben?«

»Alles in allem sind wir hier doch relativ gut dran, nicht wahr? Die Sache wird doch täglich besser, ich frage mich manchmal, was uns eigentlich noch fehlt.«

»Na, ich könnte mir einiges vorstellen, aber lassen wir das. Übrigens geht das Brennholz zu Ende.«

»Alle Wälder der Insel stehen uns zur Verfügung, wir müssen uns nur bedienen.«

»Schauen wir auf das Thermometer, vielleicht können wir gleich an die Arbeit gehen.«

Das Thermometer zeigte nur 5 Grad über Null, obwohl in der Halle gut geheizt war. Briant nahm es mit nach draußen.

»Eiskalt! 17 Grad unter dem Gefrierpunkt.«

Nach dem Frühstück wurde dennoch beschlossen, in den Traps-woods eine Ladung Holz zu holen.

»Ohne den Wind wäre es ja auszuhalten!«

»Wir brauchen Skier, das wäre halb so anstrengend. Wir sinken ja bis an die Hüften ein.«

Da kam Moko ein guter Einfall.

»Nehmen wir doch den Eßtisch, die Beine nach oben, und ziehen ihn über den Schnee.«

»Gute Idee, wirklich!«

Zwischen Auckland-hill und dem Family-lake war alles gleichmäßig weiß. Die schneebedeckten Bäume wirkten wie eine feenhafte Theaterdekoration. Über dem See flatterten ganze Scharen von Vögeln; Doniphan und Croß hatten ihre Flinten natürlich dabei.

»Schaut her, hier sind Jaguarspuren im Schnee zu erkennen!«

»Wahrscheinlich handelt es sich hier nur um Wildkatzen, sogenannte Paperos, aber auch die sind nicht gerade zahm«, erklärte Gordon.

»Na ja, wenn es nur Katzen sind«, sagte Costar achselzuckend.

»Aber Tiger sind auch nur Katzen«, rief Jenkins.
»Sie fressen kleine Kinder wie Mäuse!«

Im Laufe des Vormittags konnten 2 Führen gemacht werden, Nach dem Essen ging die Arbeit bis um 16 Uhr weiter. Das Fällen der Bäume war ziemlich anstrengend gewesen, deshalb wollte man den Rest auf morgen verschieben. In French-den zersägten die Jungen das Holz zu handlichen Scheiten, spalteten sie und schichteten sie in einer Ecke auf. Danach ging man schlafen.

Da man schon mal dabei war, entschied Gordon, die Arbeit gleich gründlich zu besorgen. 6 Tage

lang fällten, sägten, spalteten und schichteten sie das Holz, um genügend Brennmaterial zu haben.

Am 15. Juli war Saint-Swithin-Tag, in England das Pendant zu unserem Siebenschläfer.

»Wenn es heute regnet«, erklärte Briant, »regnet es gleich 14 Tage lang.«

»Macht ja nichts, denn jetzt ist sowieso schlechtes Wetter. Im Sommer wäre das allerdings ärgerlich!«

Der Wind sprang nach Südosten um, der Regen hörte auf, dafür aber trat Frost ein. Gordon untersagte jeden Ausgang. In der ersten Augustwoche sank das Thermometer auf 27 Grad unter Null. Die Tage in der Höhle wurden zusehends unangenehmer, die Jungen litten unter Bewegungsmangel. Briant sah nicht ohne Sorge die blassen Wangen der Kleinen. Doch abgesehen von Husten- und Schnupfenanfällen wurde niemand ernstlich krank. Moko servierte ständig warmen Tee, in solchen Ausnahmesituationen die beste Medizin.

Am 16. August wurde das Wetter etwas besser, die Temperatur stieg an, der Wind hatte nachgelassen. Doniphan, Briant, Service, Wilcox und Baxter kamen auf den Gedanken, wieder einmal zur Sloughi-Bai hinunter zu gehen. Sie versprachen Gordon, noch am selben Abend zurück zu sein.

»Schaut nach, was die Robben machen und überprüft die Flagge oben am Steilufer«, empfahl Gordon der Truppe.

»Für den Fall, daß Seeleute nach Entdeckung der Fahne dort landen sollten, bringen wir am

besten eine Tafel an, die die Lage unserer Höhle angibt«, schlug Briant vor. Am Morgen des 19. August brachen die Größeren auf. Der Himmel war wolkenlos. Sie kamen schnell vorwärts. Die Schlammlache der Bogwoods brauchte nicht umgangen zu werden, sie war mit einer Eisschicht überzogen, das kürzte den Weg wesentlich ab. Vor 9 Uhr erreichten sie das Vorland der Sloughi-Bai.

»Ganze Scharen von Vögeln!«

»Lauter Fettgänse, die sind kein Gramm Pulver wert.«

»Aber sie sehen doch ganz adrett aus, diese befrackten Pinguine!«

»Schaut da drüben«, rief Wilcox.

»Au ja, das sind Rüssel-Robben.«

Sobald die Kinder aber näher kamen, verschwanden sie im Meer.

»Die werde ich später einmal jagen«, versprach Doniphan.

Nach einem kurzen Frühstück setzte man den Weg fort. Auch hier war alles schneebedeckt, die Fläche von der Mündung des Rio Sealand bis hin zum Vorgebirge False-sea-point wirkte wie ein weißer Teppich. Bald stieß man unter der Schneedecke auf die zurückgelassenen Überreste der *Sloughi*. Die Tang- und Seegrasbüschel am Strand bewiesen, daß diese Bai von besonders heftigen Äquinoktialfluten noch nicht heimgesucht worden war. Auf dem Meer selbst zeigte sich nichts, kein Schiff, keine Insel.

»Da draußen, ganz weit draußen, liegt Neuseeland!«

»Hoffentlich werden wir es jemals wiedersehen!« Die Kinder standen für einige Augenblicke stumm da und starrten über die endlose Weite. Der Anblick war hoffnungslos! Baxter ging nun daran, eine neue Flagge aufzuziehen und die Tafel mit der Karte zu befestigen.

Gegen 16 Uhr waren sie zurück. Doniphan hatte unterwegs noch einige Schwanzenten und Kiebitze erlegt, die Moko strahlend in Empfang nahm.

»Unten an der Bai gibt es Robben in rauhen Mengen, damit können wir unsere Fettvorräte aufbessern«, sagte Briant. Sie beschlossen, bei günstigem Wetter auf die Robbenjagd zu gehen, »in ganz großem Stil«, wie Service hinzufügte.

Bald mußte die schlechte Jahreszeit vorüber sein. Während der letzten Augustwoche war schon wieder der mildere Seewind zu spüren, schwere Regenböen brachten schnelle Milderung, der Schnee schmolz. Vom See her hörte man das Bersten der Eisdecke.

Am 10. September waren es genau 6 Monate, seit die *Sloughi* an den Klippen der Insel Chairman gestrandet war.

Mit Beginn der schönen Jahreszeit wollten die Jungen einige Pläne ausführen, die sie während der langen Wintermonate entworfen hatten.

Daß sich im Westen der Insel kein Land befand, war klar. Wie aber sah es im Osten, Norden und Süden aus? Gehörte die Insel Chairman zu keiner Inselgruppe, zu keinem Archipel im Stillen Ozean? Nach der Karte von François Baudoin mußte diese Frage negativ beantwortet werden, aber man hatte ja bei dem schiffbrüchigen Franzosen kein Fernrohr gefunden. Vielleicht entdeckten die nautisch wesentlich besser ausgerüsteten Jungen doch Nachbarland.

»Bevor wir die der Sloughi-Bai gegenüberliegende Bucht untersuchen«, schlug Briant vor, »sollten wir das Terrain zwischen Auckland-hill, Family-lake und den Traps-woods in Augenschein nehmen, möglicherweise finden wir dort fruchtbares Land vor.«

»Dem Kalender nach ist zwar bereits Frühling, aber merken tut man noch nichts davon.«

Während des ganzen Septembers und der ersten Oktoberhälfte herrschte noch ziemlich schlechtes Wetter, heftige Winde wüteten über der Insel, Regen fiel und immer wieder gab es unerwartete Kälteeinbrüche.

»Hier weht die eisige Luft des antarktischen Polarmeeres, verbarrikadieren wir die Türen, sonst werden sie noch einmal eingedrückt!«

»Auch das eßbare Wild hält sich versteckt«, fluchte Doniphan, der gern wieder einmal auf Jagd gegangen wäre. »Inzwischen können wir ja einen Wagen bauen, denn der Tisch war als Schlitten doch nicht gerade das letzte«, sagte Gordon. »Ja, wir haben ja noch die Räder vom Gangspill des Schoners hier, wir müssen sie nur mit einer Eisenstange verbinden.« Nach verschiedenen mißglückten Versuchen gelang es, einen Wagen zu bauen, der zwar ziemlich wacklig war, aber doch einige Dienste leisten konnte.

»Jetzt müssen wir nur noch losen, wer den Maulesel spielt!«

»Service soll lieber seinen Strauß abrichten, damit wir den davorspannen können, das wäre ein Spaß! «

»Schon, aber augenblicklich macht er noch einen recht wilden Eindruck, keine Spur von Haustier!«

»Mein Brausewind wird uns sicherlich bald behilflich sein, ich schwöre darauf, Jack konnte seinen Strauß im Roman auch zum Reittier zähmen!«

»Zwischen deinem Helden und dir liegt das wuchernde Gebiet der Fiktion, vergiß das nicht, du würdest beim ersten Versuch auf die Nase fallen!«

»Machen wir trotzdem den Versuch, Wirklichkeit und Einbildung mit Hilfe unseres Vogels zu vereinen!«

»Vielleicht spricht er eines Tages auch noch englisch«, spottete Doniphan, den die ganze Sache langweilte.

»Lach nur, ich habe schon das Sattelzeug und die Scheuklappen fertig. Rechts rum geht er, wenn ich die rechte Scheuklappe öffne, links herum, wenn ich die linke Klappe öffne, so einfach ist das, ihr werdet noch staunen.«

»Du mußt ihm aber noch einen Hut aufsetzen«, sagte Doniphan gehässig.

»Mach ich auch«, grunzte Service zurück.

Die Tage vergingen. Es war jetzt Mitte Oktober, die Nachtundtaggleiche-Periode ging zu Ende, die Sonne gewann langsam wieder an Kraft, der Himmel schien sich zu weiten. Würde man nicht endlich eine Entdeckung machen, die ihre Lage veränderte? Während des Sommers war es eher möglich, daß ein Schiff an der Insel Chairman vorbeisegelte und die Flagge bemerkte.

»Vertrauen wir auf die Beobachtungsgabe der wachhabenden Offiziere oder Matrosen, sonst können wir uns hier einmotten lassen!«

»Immerhin haben wir hier eine Kolonie«, erwiderte Gordon. »Du kannst einem aber auf den Wecker gehen mit deinem Kolonie-Geschwafel, aber das merkst du wohl nicht. Wir wollen hier heraus, wollen nach Neuseeland zurück, heim zu unseren Eltern, zur Schule!«

»Denkt ihr an zu Hause, ich denke mittlerweile an unsere jetzige Situation, dann geht ja alles in Ordnung. Nach Hause kommen wir nur, wenn wir hier nicht verhungern und nicht krank werden oder erfrieren oder von Raubtieren zerfetzt werden oder was weiß ich.«

In der zweiten Oktoberhälfte wurden mehrere Ausflüge um French-den herum unternommen, an

denen nur die Jäger teilnahmen. Obwohl Gordon befohlen hatte, Pulver und Blei zu schonen, trafen Doniphan und seine Kollegen immer mit vollen Händen wieder in French-den ein. In einigen von Wilcox aufgestellten Fallen fingen sich Tinamus und Maras-Hasen, die unseren Meerschweinchen ähnlich sehen. Allerdings hatten die Fallen den einen Nachteil, daß man sie wegen der streunenden Schakale und Paperos zweimal am Tag aufsuchen und leeren mußte. Hin und wieder entdeckte man Spuren größerer Katzen, aber zu Gesicht hatte man sie bis jetzt noch nicht bekommen. Doniphan erlegte auch einmal einige Pecaris und Guaculis, das sind eine Art Eber und Hirsch in kleinerem Format. Daß man keine weiteren Nandus mehr traf, bedauerte keiner der Jungen, hatte man doch mit dem einen von Service die schlechtesten Erfahrungen machen müssen. Das zeigte sich besonders am Morgen des 26. Oktober, als Service den Nandu besteigen wollte. Auf der Sportterrace hatten sich alle versammelt, um diesem waghalsigen Experiment zuzuschauen. Die Kleinen betrachteten Service mit einer Mischung aus Neid und Angst, die Großen zuckten nur mit den Achseln. Gordon hatte versucht, Service von diesem Schritt abzubringen, aber umsonst, er bestand darauf. Während Garnett und Baxter das Tier hielten, dessen Augen mit Scheuklappen verschlossen waren, gelang es Service nach mehreren Versuchen, sich auf den Nandurücken zu schwingen.

»Loslassen!« schrie Service, bereits mehr tot als lebendig. Der Nandu blieb zunächst still stehen.

Nachdem aber Service die Klappen gelockert hatte, machte der Nandu einen mächtigen Satz vorwärts und rannte in Richtung Wald davon. Service schloß die Augenklappen sofort wieder, um das Tier zum Stehen zu bringen, aber der Nandu lief und lief und lief. Wenige Augenblicke nach dem furiosen Start wurde Service in hohem Bogen aus dem leichten Sattel geworfen, das Tier verschwand im Wald. Die Kinder liefen herbei, Service saß unverletzt auf einem Grasbüschel und schimpfte wie ein Rohrspatz.

»So ein blödes Vieh, wenn ich das jemals wieder erwische, so ein Depp!«

»Den Typ wirst du nicht wiedersehen!« lachte Domphan lauthals.

»Dein Freund Jack schien doch besser zu sein als du«, hänselte Webb.

»Quatsch, mein Nandu war nur noch nicht richtig gezähmt!«

»Merk dir, daß man Romane nicht allzu ernst nehmen darf«, sagte Gordon und half Service beim Aufstehen.

»Bin ich froh, daß ich nicht mitgeritten bin«, sagten die Kleinen nacheinander.

Mit den ersten Novembertagen wurde das Wetter so schön, daß man einen längeren Ausflug zum Westufer des Sees und weiter bis zum Nordrand machen konnte. Der Himmel war vollkommen klar, die Temperatur erträglich, es wäre nicht tragisch, einige Nächte unter freiem Himmel zubringen zu müssen. An diesem Marsch sollten neben Gordon vor allem die Jäger der Kolonie teilnehmen. Die Zurückgebliebenen sollten

von Briant und Garnett überwacht werden. Briant dachte daran, selbst irgendwann einen Ausflug zum unteren Seeteil zu machen. Am Morgen des 5. November brachen Gordon, Doniphan, Baxter Wilcox, Croß und Service auf. Gordon, Doniphan und Wilcox waren mit Gewehren bewaffnet, alle anderen trugen einen Revolver. Außerdem hatten sie Jagdmesser und 2 Äxte dabei. Um Munition zu sparen, trug Baxter Lassos und Bolas im Gepäck mit, Gordon schleppte das 12 Pfund schwere, zusammenfaltbare Halkett-boat, denn die Karte von François Baudoin zeigte 2 Zuflüsse zum See, die man vielleicht nicht durchwaten konnte.

Nach der Karte Baudoins, von der Gordon nur die Kopie mithatte, mußte sich das Westufer des Family-lake, berücksichtigte man alle Buchten, etwa 27 km weit hinziehen, der Ausflug erforderte also mindestens, Hin- und Rückweg mitgerechnet, 3 Tage, wenn keine unerwarteten Verzögerungen eintraten. Phann sprang voraus, Gordon und seine Begleiter folgten ihm, Sie ließen die Traps-woods links liegen und marschierten in schnellem Schrittempo auf dem sandigen Uferboden dahin. Nach einigen Kilometern wurde das Vorwärtkommen durch hochstehendes Stengelgras, Cortaderen genannt, sehr erschwert. Plötzlich blieb Phann vor einer Anzahl Löcher stehen. Offenbar hatte sich irgendein Tier in einer dieser Grube gefangen. Doniphan brachte auch schon sein Gewehr in Anschlag.

»Spare dein Pulver, Doniphan«, sagte Gordon.

»Weißt du denn, ob nicht unser Frühstück da unten liegt?«

»Und unser Mittagessen obendrein?« setzte Service hinzu.

»Wir kommen an unser Essen, auch ohne ein einziges Schrotkörnchen zu opfern«, sagte Wilcox.

»Wir räuchern die Höhle einfach aus, so macht man es auch mit Fuchs- und Iltisbauten.«

Wilcox bündelte einige Grasbüschel zusammen, zündete sie an und warf sie hinunter; einige Sekunden später kamen halb erstickte Tucutuco-Kaninchen zum Vorschein, die Service und Wilcox mit der Axt erschlugen. Phann besorgte den Rest.

»Ein vortrefflicher Braten«, schwärmte Gordon.

»Kann ich euch auf der Stelle zubereiten«, sagte Service, der Moko als Küchenchef vertrat.

»Noch nicht, erst wenn wir Rast machen«, entschied Gordon.

Nach gut einer halben Stunde kamen sie aus der Cortaderensteppe endlich heraus. Der Strand wurde sichtbar. An diesem Punkt lag die Rückseite des Aucklandhill schon mehr als 3 km hinter ihnen im Westen. Dieser Teil der Insel war, wie schon Briant nach seinem ersten Ausflug berichtet hatte, dicht bewaldet. Den hier fließenden Bach hatte er seinerzeit Dike-creek getauft. Laut Karte mündete er in den See.

Genau an dieser Stelle, unter dem Nadeldach einer Riesenfichte, machten die Kinder Rast. Zwischen 2 großen Steinen wurde ein Feuer entzündet, worüber Service mit unendlicher Geduld und Hingabe 2 gehäutete und ausgenommene Tucutucos grillte. Sie frühstückten wie die Fürsten. Mit Ausnahme des Schiffszwiebacks brauchten sie die mitgenommenen Vorräte nicht anzubrechen.

»Jetzt durchwaten wir den Creek; ich bin heilfroh, daß ich das Boot nicht auspacken und aufbauen muß, dadurch sparen wir eine Menge Zeit«, sagte Gordon.

Da das Uferland des Sees allmählich sumpfiger wurde, mußten die Jungen zum Waldrand zurückkehren und einen Bogen laufen.

»Warten wir ab, bis der Boden wieder halbwegs begehbar wird!«

Überall im Wald wuchsen Buchen, Birken, Eichen und Fichten; Spechte, Fliegenschnäpper, Zaunkönige und Tausende von Hähern tummelten sich auf den Ästen; hoch am Himmel kreisten Condors, Urulus und die gefährlichen Caracas. »Schade, daß es keine Papageien gibt«, sagte Service.

»Du bist ein komischer Vogel, erst willst du einen Nandu als Reittier, jetzt Papageien, um ihnen Fremdsprachen beizubringen, nicht wahr?«

»Wär ja lustig, oder etwa nicht!?«

Wild gab es im Überfluß. Gordon konnte Doniphan das Vergnügen nicht verwehren, ein Bisamschwein zu schießen.

»Noch ein Frühstück!«

Bis gegen 17 Uhr folgten sie dem Waldrand, dann versperrte ein Flußlauf den Weg.

»Machen wir hier Rast«, empfahl Gordon, »18 km sind für einen Tag genug.«

»Wollen wir diesem Fluß nicht auch einen Namen geben?«

»Einverstanden! Wer weiß einen?«

»Nennen wir ihn doch einfach Stop-river, weil wir hier Rast gemacht haben.«

»Gute Idee!«

Das Lager wurde unter den ersten Bäumen am Ufer errichtet. Auch diesmal schmeckten die Tucutucos vorzüglich. Nachdem man ein Feuer angezündet hatte, legten sich alle schlafen. Wilcox und Doniphan hielten abwechselnd Wache. Die Nacht verlief ohne jede Störung. Mit den ersten Sonnenstrahlen ging es weiter.

»Einen Namen hat der Fluß, nun müssen wir ihn nur noch überqueren«, scherzte Gordon.

»Durchwaten ist unmöglich, wir müssen schon das Halkett-boat aufbauen!«

Diese Nußschale konnte leider nur eine einzige Person befördern, so befestigten die Jungen am hinteren Bootsende eine Leine, damit sie das Boot immer wieder zurückziehen konnten. Siebenmal wiederholten sie dieses umständliche und zeitraubende Manöver.

»Hauptsache das Pulver ist trocken geblieben«, tröstete sich Doniphan.

»Und der Proviant!« ergänzte Service.

Noch vor 10 Uhr hatten sie den See erreicht. Nach dem Frühstück, diesmal gab es geröstete Scheiben Bisamfleisch, marschierten sie weiter nach Norden.

Gegen Mittag erblickte Doniphan durch das Fernrohr das andere Seeufer.

»Endlich das andere Ufer!«

»Beeilen wir uns, daß wir vor Sonnenuntergang dort sind.«

»Nichts als Dünenwellen, so eine dürre Ebene hab ich mein Lebtag noch nicht gesehen!«

»Wenn ich nach unserer Rückkehr gefragt werde, wie es war, werde ich antworten: sandig!«

»Erzähl, was du willst, erzähl, daß du fliegende Elefanten gesehen hast. Hauptsache, wir kommen niemals wieder nach Neuseeland.«

»Zweifelst du daran?«

Keiner gab eine Antwort.

Um 15 Uhr wurde das entgegengesetzte Seeufer, das nach Nordosten zu einen 3 km weiten Bogen bildete, deutlich sichtbar.

»Diese Gegend scheint total menschenleer zu sein!«

»Nur Seevögel und Silbertaucher sind zu sehen!«

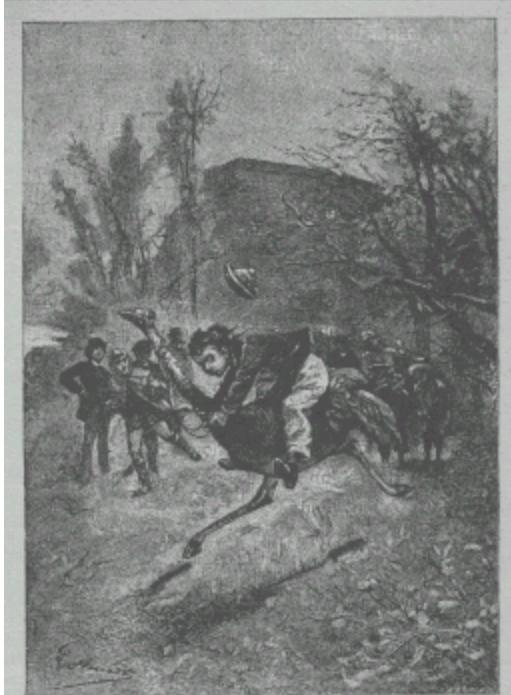
»Wären wir mit der *Sloughi* hierhergeworfen worden, hätte die ganze Sache noch trüber ausgesehen.«

»Vielleicht hätten wir French-den erst nach Monaten oder Jahren entdeckt!«

»Oder überhaupt nicht!«

»Keine Diskussionen darüber, das führt zu nichts. Gehen wir weiter, um diesen Teil näher zu besichtigen.«

Mit Sonnenuntergang gelangten sie an eine kleine Bucht im nördlichsten Winkel des Family-lake. Sie waren zu müde, um noch etwas zu unternehmen. Jeder kuschelte sich mit seiner Decke an einen Felsen und schlief sofort ein. Über der Sandy-desert, wie die Ebene nun hieß, lag tiefes Schweigen.



Der Nandu machte einen Satz und rannte in Richtung Wald davon. Service war mehr tot als lebendig.

15

Kurz nach Sonnenaufgang kletterten Gordon und seine Begleiter auf eine 200 Schritte von ihrem Schlafplatz an der Bucht entfernte Düne, die einen guten Ausblick versprach. Wenn die öde Wüste sich bis zum Ufer hin fortsetzte, wie es die Karte erkennen ließ, so mußte es unmöglich sein, deren Ende ausfindig zu machen, denn der Horizont lag ja dann 18 km nach Norden und über 11 km nach Osten zu. Es schien also unnötig, noch weiter nach Norden vorzudringen.

»Was nun?«

»Gehen wir zurück!«

»Aber erst kommt das Frühstück!«

»Einverstanden.«

»Wenn wir schon zurückkehren müssen, dann schlagen wir wenigstens einen anderen Weg ein«, schlug Doniphan vor.

»Versuchen können wir es.«

»Wir sollten um das rechte Ufer des Sees herum wandern.«

»Das dürfte etwas weit sein«, sagte Gordon.

»Der Karte nach hätten wir 45 bis 50 km zurückzulegen, das würde 4, 5 Tage dauern, immer vorausgesetzt, wir kommen gut voran. Die anderen in French-den würden sich ängstigen, und ich denke, wir sollten ihnen das ersparen.«

»Früher oder später kommen wir um diesen Marsch nicht herum.«

»Sicher!«

»Ich muß Doniphan recht geben«, sagte Croß, »in jedem Fall sollten wir einen anderen Weg zurückgehen.«

»Ich auch, aber jetzt bitte nicht diesen Gewaltmarsch«, bat Gordon, »gehen wir zum Stop-river zurück, von da aus zur hohen Uferwand.«

»Aber da sind wir ja hergekommen!«

»Ich würde vorschlagen«, unterbrach Doniphan seine stillen Überlegungen, »quer durch die Sandebene zu gehen, dann zu den Traps-woods, die ja nur 5 bis 6 km südwestlich von hier liegen.«

»Überqueren wir den Stop-river an jener Stelle, wo wir ihn schon einmal genommen haben, das ist sicher. Kein Mensch weiß, wie die Strömungsverhältnisse weiter unten sind«, sagte Gordon.

»Oh, wie klug und weise«, brummte Doniphan.

»Warum nicht, besser als in die Hosen machen!«

Nach dem Frühstück, Zwieback mit kaltem Wildbraten, rollten sie ihre Decken zusammen, hängten sich ihre Gewehre und Revolver um und gingen den gestern eingehaltenen Weg zurück. Das Wetter war prächtig, eine leichte Brise kräuselte die Wasseroberfläche des Sees, keiner der Jungen kam ins Schwitzen. Gegen 11 Uhr kamen sie an jene Stelle, wo sie zuvor den Stop-river im Boot überquert hatten. Wieder mußten sie sich dem Fährmanöver unterziehen.

»Endlich wieder im Wald«, sagte Gordon nach einer Weile, »ich hoffe, daß Baxter bald einmal sein Lasso durch die Luft schleudert und was fängt.«

»Bis jetzt hat dieses Ding ja noch nichts gezeigt«, sagte Doniphan, der derlei Fanggeräte nicht gelten ließ, verächtlich.

»Soll ich denn Vögel fangen«, gab Baxter zurück.

»Deine Fangmethode taugt nichts, gib's doch zu.«

»Nein, taugt nichts«, echote Croß, der seinem Vetter wieder einmal willig zustimmte.

»Wartet doch ab, bis sich eine günstige Gelegenheit bietet«, sagte Gordon beschwichtigend, »eines Tages werden wir keine Munition mehr haben, dann sind wir ausschließlich auf das Lasso und die Bolas angewiesen.«

»Verflucht sei der Tag!«

Nach der Karte mußte der Stop-river jenseits des Vorgebirges False-sea-point in den Stillen Ozean münden. Gordon schlug vor, das Ufer zu verlassen und durch die Traps-woods zu den Ausläufern des Auckland-hill zu gehen. Nachdem sich Gordon mit dem Kompaß orientiert hatte, wandte er sich direkt nach Westen. Gras und Büsche wucherten hier bei weitem nicht so wild, wie an anderen Stellen der Insel, die Wanderer kamen deshalb auch gut und schnell vorwärts.

Im Lauf des Nachmittags, kaum einen halben Kilometer vom Fuß des Auckland-hill, machten die Jungen 2 wichtige Entdeckungen. Sie stießen auf Trulcabeerstauden, aus denen sich ein feiner Likör destillieren ließ. Etwas später erkannte Gordon mehrere Pernetia unter den Pflanzen.

»Alles mitnehmen, soviel wir können, daraus machen wir einen wunderbaren Tee!«

Später, sehr viel später vielleicht, wenn die Sloughi-Vorräte einmal aufgebraucht sein würden, waren sie auf solche Pflanzen angewiesen. Gegen 16 Uhr erreichten sie den Auckland-hill.

»Diese Wand ist zu steil, machen wir den Umweg zum Rio Sealand.«

3 km weiter ertönte ein Plätschern.

»Muß der Rio sein.«

»Der durch den Plattenweg führt?«

»Ja, deshalb haben wir ihn ja Dike-creek getauft.«

»Es ist schon 16.30 Uhr. Machen wir hier Rast. Morgen abend werden wir hoffentlich wieder in French-den sein.«

Service bereitete das Abendbrot, Geflügelbraten mit Zwieback. Inzwischen waren Gordon und Baxter mit den Lassos und Bolas noch einmal kurz in den Wald gegangen, und war es auch nur deshalb, um Doniphans Einwände gegen die Wurfseile zu entkräften.

Beide waren etwa 100 Schritte durch das Dickicht gegangen, als Gordon Baxter zu sich winkte.

»Hier, schau mal dieses Rudel an!«

»Wie? .. Ziegen?«

»Weiß nicht, aber sie ähneln den Ziegen zumindest frappant.«

»Wird sich herausstellen.«

»Versuchen wir, 'ein Tier zu fangen.«

»Lebend?«

»Natürlich, was denkst denn du. Ein Glück, daß Doniphan nicht dabei ist, er hätte die Tiere schon mit dem Gewehr vertrieben.«

Die 6 Tiere hatten noch keine Witterung bekommen, sie grasten ruhig. Plötzlich pfiiff etwas durch die Luft. Baxter hatte die Bolas geworfen und getroffen, die anderen Tiere verschwanden im Wald. Gordon und Baxter sprangen auf die Ziege zu, die sich nicht mehr aus dem Seil befreien konnte. Da entdeckten sie noch 2 Jungtiere, die sich anscheinend bei ihrer Mutter aufgehalten hatten und nicht geflohen waren.

»Hurra! Sind denn das auch wirklich Ziegen?«

»Ich tippe eher auf das peruanische Vigogne-Schaf.«

»Geben die auch Milch?«

»Klar, wie die Ziege.«

»Dann ist ja alles geritzt. Likör, Tee, und jetzt noch Milch, unsere Reise lohnte sich.«

»Ziehen wir die beiden Kleinen noch mit auf, dann haben wir eine ganze Molkerei.«

Man kann sich den Empfang vorstellen, als Gordon das Vigogne-Schaf an der Leine und Baxter die beiden jungen Tiere unterm Arm zum Rastplatz brachten. Doniphan bedauerte natürlich, nicht dabeigewesen zu sein, aber Gordon konnte ihn schließlich überzeugen, daß es in diesem Fall Unfug gewesen wäre, Schüsse abzufeuern. Nach dem wiederum reichlichen Abendessen legte sich die Gesellschaft schlafen. Aber diese Nacht verlief nicht so ruhig und ungestört wie die vorausgegangenen. Gegen 3 Uhr wurden die Schlafenden durch ein nahes und fürchterliches

Gebrüll geweckt. Doniphan hatte sofort den Finger am Abzug seiner Flinte

»Was kann das sein?« fragte Wilcox.

»Wahrscheinlich Jaguars oder Cuguars.«

»Und zwar eine ganze Rotte.«

»Na, hoffen wir, daß es Cuguars sind, denn die sind doch viel weniger gefährlich.«

»Schon, aber wenn sie in größerer Zahl auftreten, gleicht sich das wieder aus.«

»Wie auch immer, wir sind ja bereit, ihnen einen warmen Empfang zu bereiten.«

»Nur schießen, wenn ihr sicher seid zu treffen«, ermahnte Gordon.

Es bereitete Mühe, Phann zurückzuhalten, der aufgeregt hin und her rannte. Es war jedoch unmöglich, in der Dunkelheit irgendeine Gestalt zu erkennen. Plötzlich erschienen, kaum 20 Schritte von ihrem Lagerplatz entfernt, leuchtende Punkte im Schatten. Fast gleichzeitig krachte ein Schuß. Doniphan hatte geschossen. Die Tiere antworteten mit noch fürchterlicherem Gebrüll. Baxter nahm ein brennendes Holzstück und tastete sich, den Revolver in der anderen Hand, vor. Aber die Tiere hatten sich zurückgezogen, nachdem eines durch Doniphans Kugel getötet worden war.

»Passen wir höllisch auf, bis es Tag wird, vielleicht kommen sie wieder.«

»Kaum, die haben genug.«

20 Schritte im Wald entdeckten die Jungen einen großen Blutfleck auf der Erde. Das getroffene Tier hatte noch entfliehen können, doch man verzichtete darauf, Phann auf die Fährte zu locken.

»Jetzt wissen wir immer noch nicht, ob es Jaguars, Cuguars oder noch andere Tiere waren.«

Um 6 Uhr morgens brachen die Jungen auf, sie wollten jetzt keine Zeit mehr verlieren und schnell nach French-den kommen. Service und Webb hatten die beiden Lämmer im Arm, Baxter führte das Muttertier an der Leine hinterher. Gegen 11 Uhr machten sie kurz Rast, frühstückten und gingen dann sofort wieder weiter. Plötzlich, gegen 15 Uhr nachmittags, krachte ein Flintenschuß. Doniphan und Croß waren den anderen um etwa 100 Schritte vorangegangen.

»Achtung! Vorsicht!«

Da brach auch schon ein Tier durch das Gestrüpp.

Baxter schwang sein Lasso durch die Luft, die Schlinge legte sich dem Tier um den Hals. Sofort kamen auch Doniphan und Croß zum Vorschein.

»So ein Mist, wie konnte ich nur daneben schießen!«

»Tja, mein Lieber, aber Baxter hat es mit dem Lasso eingefangen, und zwar lebend!«

»Egal, wir müssen es ohnehin töten.«

»Wieso töten? Das dient uns als Zugtier, ist doch klar!«

»Das da?« fragte Service ungläubig.

»Es ist ein Guanako«, erklärte Gordon, »eine Art Lama, das in Südamerika als Haustier verwendet wird.«

Das Tier mußte ziemlich verschreckt sein, denn es ließ sich willig an der Leine führen.

»Das war eine ergiebige Reise. Wir bringen ja einen ganzen Zoo mit nach French-den.«

»Mal sehen, ob sich das Guanako zureiten läßt«, überlegte Service. Die anderen lachten.

»Vielleicht hast du mit dem hier mehr Glück, aber das wird sich zeigen.«

»Ich brauche einen flotten Renner, ganz egal wie!«

»Wichtiger ist, daß es unseren gebastelten Wagen ziehen kann.«

Gegen 18 Uhr traf die Järgergesellschaft in French-den ein. Costar, der auf der Sport-terrace spielte, meldete die Ankunft Gordons. Sofort kamen die anderen aus der Halle heraus.

»Endlich seid ihr zurück«, sagte Briant erleichtert.

In French-den war während Gordons Abwesenheit alles nach Wunsch gegangen. Briant schien nur wegen des unerklärlichen Verhaltens seines Bruders Jacques besorgt. Trotz der Fragen, mit denen Briant ihm zusetzte, hatte Jacques immer nur die Antwort gegeben :

»Nein, Bruder, mir fehlt nichts!«

»Du willst nicht sprechen, damit tust du aber mir und allen anderen unrecht. Auch für dich wäre es eine Erleichterung. Ich spüre doch genau, wie du immer trauriger und verschlossener wirst. Bitte sage mir, was du dir vorzuwerfen hast.«

»Ach, Briant, was ich getan habe? Du würdest mir vielleicht verzeihen, vielleicht - aber die anderen?«

»Was heißt das: die anderen! Was willst du damit sagen?«

Jacques Augen füllten sich mit Tränen; doch trotz des Drängens von Briant stieß er nur hervor:

»Später sollst du es erfahren . . . später!«

Briants Besorgnis nahm jetzt noch zu. Was bedrückte Jacques so sehr, daß er darüber nicht einmal zu seinem Bruder sprechen konnte? Er mußte es endlich wissen. Sobald Gordon zurück war, sprach er mit ihm über diesen mysteriösen Fall.

»Mach du deinen Einfluß geltend und versuche, aus meinem Bruder etwas herauszubringen.«

»Wozu?«

»Aber es kann doch für uns alle entscheidend sein, wer weiß?«

»Ich denke, wir sollten Jacques nicht zusetzen. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Kleinigkeit, die er aus Angst maßlos übertreibt.«

Briant ließ die Sache also vorerst auf sich beruhen. Am 9. November gingen die jungen Kolonisten wieder an die Arbeit. Die Vorräte Mokos zeigten starke Lücken, sie mußten schnell aufgefüllt werden. Es fehlte vor allem an eßbarem Wild.

»Wir müssen die Fallen so groß machen, daß sich darin auch peruanische Schafe, Bisamschweine und Guaculis fangen. So sparen wir Pulver und Blei.«

»So eine Schweinearbeit, das dauert sicher bis Ende November«, beschwerte sich Doniphan.

»Macht doch nichts, wir haben ja genügend Zeit«, erwiderte ihm Gordon.

»Ja, leider! Wir sollten besser schauen, wie wir hier wegkommen!«

Das eingefangene Guanako, das Vigogne-Schaf und die beiden Lämmer weideten an langen Stricken unter einigen Bäumen nahe French-den. Das genügte zwar für den Augenblick, aber schon mußte man wieder an den nächsten Winter denken, die Tiere brauchten unbedingt einen richtigen, wetterdichten Stall.

»Bauen wir die Stallungen dicht am Auckland-hill, an der Seeseite, etwas jenseits der Hallentür.«

Gordons Vorschlag wurde angenommen. Baxter überwachte die Arbeiten, das Fällen und Zersägen der Bäume, das Teeren des Pfortsegels, das

Streuen von Sand und Sägemehl, das Sammeln von Vorräten. Alles verlief nach Plan. Das Gehege erhielt bald neue Gäste. Zuerst hatte sich in einer der ausgebesserten Fallgruben im Wald noch ein weiteres Guanako gefangen, kurze Zeit darauf folgte noch ein Paar Vigogne-Schafe. Phann stellte sogar noch einen Nandu in vollem Lauf. Man überzeugte sich, daß mit diesem Exemplar ebensowenig anzufangen war wie mit dem ersten und ließ es laufen, sehr zum Ärger von Service, der noch immer von einem flotten Renner schwärmte. Es versteht sich von selbst, daß alle Tiere abends nach French-den geholt wurden, denn das Geheul der Schakale, das Kläffen der Füchse und das Gebrüll der Raubtiere verriet, daß diese Tiere Witterung genommen hatten. Besonders Garnett und Service widmeten sich der Pflege des kleinen Zoos. Wilcox hielt die Fallgruben instand. Für die beiden Kleinsten, Iverson und Jenkins, gab es eine besondere Aufgabe: Sie mußten sich um die Trappen, Fasanen, Perlhühner und Tinamus in dem von Gordon errichteten Stall kümmern. Moko hatte jetzt nicht nur Milch von den Vigogne-Schafen, sondern auch Eier vom Federvieh zur Verfügung. Hätte auf Anweisung Gordons der Zucker nicht rationiert werden müssen, von Moko wäre öfters eine delikate Süßspeise serviert worden.

»Zucker müßte man gewinnen können«, überlegte Gordon.

»Wer sucht, der findet auch«, sagte Service selbstbewußt und ganz überzeugt von seiner Robinsonade.

Gordon suchte, und er fand tatsächlich am Ende der Traps-woods eine Ahornbaumgruppe. »Wunderbar, das sind unsere Zuckerlieferanten!«

»Bäume aus Zucker?« fragte der kleine Costar und schmalzte mit der Zunge.

»Könnte dir so passen«, lachte Gordon, »sie sind nicht aus Zucker, sie liefern nur welchen.«

Das war eine der wichtigsten Entdeckungen seit der Niederlassung in French-den. Man mußte nur in den Stamm schneiden und erhielt einen ziemlich konzentrierten Saft, der durch weitere Verdunstung eine Art Zucker lieferte. Natürlich war dieser Extrakt dem Erzeugnis aus dem Zuckerrohr oder der Runkelrübe nicht ebenbürtig, aber was machte das schon, Hauptsache, man hatte endlich wieder Süßstoff.

»Jetzt, wo wir Zucker haben, können wir auch Likör herstellen.«

Moko zerstampfte die von der Reise mitgebrachten Trulca- und Algarrobekörner und ließ den gewonnenen Saft eine Zeitlang gären. Auch die Teeblätter wurden verlesen und ausprobiert, sie ähnelten im Geschmack sehr den duftigen Pflanzen aus China. Die Jungen versäumten deshalb nicht, von jedem Ausflug reichliche Vorräte dieser Stauden mitzubringen.

»Langsam machen wir uns«, sagte Briant, »wenn wir auch nichts im Überfluß haben, so besitzen wir doch wenigstens das Notwendigste.«

»Nur Frischgemüse fehlt uns noch!«

In diesem Fall mußten sie sich mit den mitgebrachten Konserven begnügen. Briant hatte

zwar versucht, die mittlerweile verwilderten Ignamen erneut anzubauen, doch das schlug fehl.

»Greifen wir auf die hier wachsenden Selleriestauden zurück, etwas anderes bleibt uns jetzt nicht übrig.«

Inzwischen hatte Baxter aus elastischen Eschenzweigen Bögen und aus dem Rohr Pfeile gefertigt, deren Spitzen mit Nägeln versehen wurden; so konnten die Kolonisten auf Jagd gehen, ohne zu schießen. Gordon ließ ohnehin keine Gelegenheit aus, um die Jäger daran zu erinnern, wie sparsam sie mit der Munition umgehen mußten. Eines Tages jedoch, es war der 7. Dezember, nahm Doniphan Gordon zur Seite und sagte: »Gordon, wir werden hier von Schakalen und Füchsen belagert. Sie kommen nachts in Scharen, zerstören unsere Schlingen und rauben das darin gefangene Wild. Wir müssen was dagegen tun.«

»Können wir nicht Fallen aufstellen?« fragte Gordon, der genau wußte, worauf Doniphan hinauswollte.

»Fallen? Du willst Füchse in Fallen fangen. Nein, die sind viel zu schlau dafür. Wenn es sich nur um Schakale handeln würde, ginge das vielleicht. Wenn wir nicht bald durchgreifen, wird von unserem Hühnerhof nicht mehr viel übrigbleiben.«

»Gut, wenn es nicht anders geht, bewillige ich dir einige Dutzend Patronen, aber ziele genau.«

»Wem sagst du das. Ich werde ein solches Blutvergießen anrichten, daß sich sobald kein Schakal und kein Fuchs mehr blicken läßt.«

Bei Einbruch der Nacht nahmen Doniphan, Briant, Baxter, Wilcox, Webb, Croß und Service

ihren Platz an der Seeseite nahe der Traps-woods ein, sie versteckten sich hinter mannshohen Sträuchern. Die Nacht war stockfinster. Kein Lufthauch bewegte die Bäume, alles war still. Kurz nach Mitternacht meldete Doniphan durch ein Handzeichen das Herannahen der Räuber. Die Jäger warteten mit Ungeduld, bis etwa 20 beisammen waren. Plötzlich donnerte Doniphan los, die anderen folgten. Kein Schuß ging daneben, 5 bis 6 Tiere wälzten sich in ihrem Blut, die anderen wurden angeschossen. Bei Tagesgrauen fand man 10 Tiere tot im Gras liegen.

Da diese Jagd in den folgenden Nächten wiederholt wurde, war French-den bald von diesen Räubern befreit, die den Bestand an Federvieh schmerzlich hätten dezimieren können. Außerdem lieferten diese Jagden noch etwa 50 silbergraue Felle, die in der Höhle als Teppiche oder auch als Kleidungsstücke Verwendung fanden.

Am 15. Dezember fand eine große Expedition zur Sloughi-Bai statt. Da das Wetter ausgesprochen schön war, erklärte Gordon, daß die ganze Truppe daran teilnehmen solle, was natürlich die Kleinsten am meisten freute.

»Höchstwahrscheinlich werden wir gegen Abend wieder zurück sein, sollte etwas dazwischen kommen, können wir bei dem Wetter auch im Freien schlafen.«

Die Expedition sollte vor allem die schon lange geplante Robbenjagd ermöglichen. Während der langen Wintermonate waren die Fettvorräte geschmolzen, die Kinder besaßen nur noch 2 bis 3 Dutzend Kerzen, auch das Öl in den Kanistern war

schon fast verbraucht. Am Ufer der Wrack-coast tummelten sich Hunderte von Robben. Die Jungen hofften, mit einem Schlag ungeheure Mengen Fett erbeuten zu können. Die geplante Expedition war also von großer Wichtigkeit. Seit einiger Zeit hatten Service und Garnett die beiden Guanakos zu Zugtieren abgerichtet. Damit sie sich auch bequem vor den Wagen spannen ließen, hatte Baxter, geschickt wie er war, aus trockenem Gras und Leinwandstücken Halfter angefertigt. Der Wagen wurde mit Munition, Eßmaterial, verschiedenen Geräten und mit 6 leeren Fässern, in die das erbeutete Robbenöl gefüllt werden sollte, beladen. Es empfahl sich nämlich, die getöteten Tiere gleich an Ort und Stelle auszuweiden statt sie nach French-den zu schaffen, was viel beschwerlicher gewesen wäre.

Mit Sonnenaufgang ging es los und während der ersten Stunden kam die Truppe zügig voran. Dann wurde der Boden ziemlich uneben, der Wagen ächzte, die Guanakos scheuten, alle hatten viel Arbeit, alles heil weiterzubringen. Schließlich machten Costar und Dole schlapp, sie wurden auf den Wagen gesetzt, damit sie sich etwas ausruhen konnten. Gegen 8 Uhr, das Gespann passierte gerade mühsam die Schlammlache, hörte man von vorne, wo Webb und Croß gingen, laute Rufe. Mitten im Morast wälzte sich ein ungeheures Tier. Gordon hielt Doniphan zurück, der bereits wieder die Flinte im Anschlag hatte.

»Was ist denn das für ein Riesenvieh?« fragte Dole ängstlich.

»Ein Hippopotamus«, belehrte ihn Gordon.

»Komischer Name!«

»Übersetzt heißt das: Flußpferd.«

»Das sieht aber so wenig einem Pferd ähnlich wie ich einem gekochten Ei!«

»Dieses Tier sollte man lieber Porkopotamus, Flußschwein, nennen«, schlug Service vor.

Gegen 10 Uhr betraten die Kinder das Vorland der Sloughi-Bai. Am Ufer des Rio machten sie halt, an derselben Stelle, wo sie nach der Zerstörung der Jacht ihren ersten Rastplatz gefunden hatten. Auf den Klippen tummelten sich über 100 Robben und wärmten sich in der Sonne, andere lagen ausgestreckt am Strand. Die Tiere spürten die ihnen drohende Gefahr nicht. Das Meer war vollkommen leer. Kein Segel, keine Rauchfahne zeigte sich am Horizont. Noch einmal erkannten die Jungen, daß diese Gegend ganz abseits der gebräuchlichen, oft befahrenen Wasserwege liegen mußte. Und trotzdem: sie gaben die Hoffnung auf Rettung nicht auf! Vielleicht passierte doch einmal ein Dampfer oder Segelschiff die Insel Chairman. In diesem Fall wäre allerdings ein ständiger Beobachtungsposten, ausgerüstet mit einer Signalkanone von der *Sloughi*, weit vorteilhafter als die unscheinbare Flagge am Mast.

»Aber was sollen wir denn machen? Etwa Tag und Nacht hier oben hocken und nach draußen starren?«

»Das ist der sicherste Weg zum Wahnsinn!«

Nach einem kurzen Frühstück begann die Robbenjagd. Die Kleinsten, Iverson, Jenkins, Dole und Costar, blieben unter Aufsicht Mokos am Lagerplatz zurück und bewachten die beiden

Guanakos, auch Phann durfte an der großen Schießerei nicht teilnehmen.

»Zunächst müssen wir versuchen, den Robben den Rückzug von der Küste ins Meer abzuschneiden«, sagte Doniphan, dem seine Kameraden gern die Leitung der Jagd überließen.

»Folgen wir also dem Rio bis zur Mündung und von da aus zum inneren Klippengürtel. Dann haben wir das Vorland umzingelt.«

Dieser Plan wurde ausgeführt. Die Kinder bildeten im Abstand von 20 bis 30 Schritten einen Halbkreis zwischen Strand und Meer. Auf ein von Doniphan gegebenes Zeichen legten alle an und zogen ab. Jeder Schuß ein Treffer! Was nicht getroffen war, versuchte so schnell wie möglich ins Meer zu gelangen und unterzutauchen. Die Jäger verfolgten diese Tiere noch mit Revolverschüssen, wobei Doniphan wahre Wunder vollbrachte. Seine Zielsicherheit und Geschicklichkeit waren erstaunlich. Das Gemetzel dauerte nur wenige Minuten.

»Jetzt kommt der weniger angenehme Teil des Unternehmens«, sagte Gordon.

Er hatte recht. Zuerst mußten die auf und zwischen den Klippen getöteten Robben zum Strand geschafft werden, was bei den schweren, glitschigen Tieren nicht gerade einfach war. Während der Jagd hatte Moko ein großes Metallgefäß über einen von 2 Steinen getragenen Herd gesetzt. Hier hinein kamen die in 5 bis 6 Pfund schwere Stücke geschnittenen Robben, zusammen mit einigen Litern Süßwasser, das während der Ebbe aus dem Rio geschöpft worden

war. Das Ganze wurde nun erhitzt, nach und nach bildete sich auf der Wasseroberfläche Öl, das dann in die mitgebrachten Fässer abgefüllt werden konnte. Diese Arbeit war mehr als widerlich. Der Pott und die Soße stanken wie Pest, die Jungen hielten sich mit Klammern die Nasen zu.

»Hier können wir heute nacht unmöglich schlafen, ziehen wir weiter hinunter.«

Gegen Ende des zweiten Tages hatte Moko mehrere 100 Gallonen Öl abgeschöpft; das reichte fürs erste und auch die Beleuchtung von Frenchden war für einen weiteren Winter gesichert.

Am folgenden Morgen wurde das Lager in aller Frühe abgebrochen. Bereits am Vorabend war der Wagen mit den gefüllten Fässern, den Werkzeugen und Geräten beladen worden.

»Jetzt geht es leider langsamer als auf dem Hinweg. Hoffentlich schaffen die Guanakos das Gewicht des Wagens.«

Zur Zeit des Aufbruchs war die Luft vom ohrenbetäubenden Geschrei der Bussarde und Falken erfüllt, die sich gierig und zänkisch auf die übriggebliebenen Robbenreste stürzten. Nach einem letzten Gruß zur Flagge Großbritanniens hin, die oben auf dem Gipfel des Auckland-hill wehte, nach einem letzten Blick über die Weite des Stillen Ozeans, machten sich die Kinder auf den Heimweg. Die Rückkehr verlief ohne jede Störung. Trotz einiger Steigungen und Unebenheiten des Bodens zogen die Guanakos den schweren Wagen gut und sicher vorwärts. Gegen 18 Uhr war Frenchden erreicht.

Die nächsten Tage galten den längst schon gewohnten Arbeiten wie Putzen, Aufräumen und Ausbessern. Sie probierten auch das Robbenöl aus, es klappte: Die Lampen und Laternen brannten hell. Langsam kam Weihnachten näher!

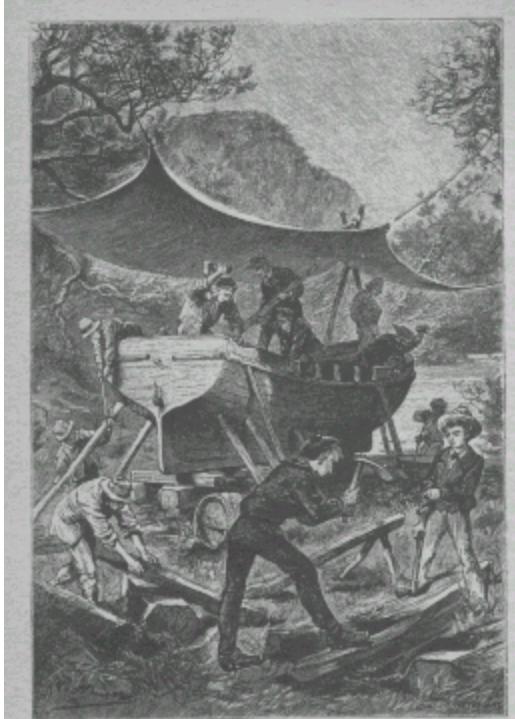
Gordon wünschte, daß die Festtage auch hier auf der Insel Chairman gebührend gefeiert werden sollten. Er verkündete für den 25. und 26. Dezember allgemeine Arbeitsruhe. Selbstverständlich mußte es auch einen delikaten Festschmaus geben, für den Moko Wunder zu verrichten versprach. Die Speisekammer war gestopft voll, sie konnte alles liefern, was zu einer Festtafel nötig war.

Der große Tag kam heran. Über der Hallentür hatten Baxter und Wilcox alle verfügbaren Wimpel, Ständer und Flaggen der *Sloughi* in bunter Reihenfolge gehißt. Am frühen Morgen weckte ein Salutschuß die Kolonisten. Sie sprangen aus den Decken und wünschten sich alles Gute. Croß richtete an das von allen gewählte Oberhaupt der Insel Chairman eine selbstgefertigte Rede.

Das Wetter war herrlich, deshalb entschloß man sich, vor dem Frühstück einen Spaziergang am See entlang zu machen. Nach dem Frühstück veranstalteten die Großen für die Kleinen Sportwettkämpfe. Alle hatten dabei einen Heidenspaß. Leider verging dieser Tag sehr schnell. Ein zweiter Kanonenschuß kündigte das Festessen an. Die Jungen nahmen im Eßzimmer an einer langen und mit einem Christbaum geschmückten Tafel Platz. Moko hatte sich als Küchenchef selbst übertroffen. Ein gedämpfter

Aguti, ein Ragout von Tinamus, ein gebratener, mit aromatischen Kräutern gewürzter Hase, eine junge Trappe, ein Fasan, 3 Büchsen konserviertes Gemüse, ein Pudding, dazu einige Gläser Weißwein, Sherry, Likör, Tee und zum Abschluß des ganzen Festschmauses noch Kaffee - den Kindern gingen die Augen über.

Nach dem Essen brachte Briant einen herzlichen Toast auf Gordon aus, dann toasteten alle auf das Wohl der Kolonie und auf die Erinnerung an die abwesenden Familien. Danach erhob sich der kleine Costar und dankte im Namen der Jüngsten Briant für seine aufopfernde Fürsorge, die er ihnen so oft bewiesen hatte.



Alles verlief nach Plan. Bald würden die Tiere richtige Stallungen haben. Baxter überwachte die Arbeit.

8 Tage später begann das neue Jahr, das Jahr 1861, auf der südlichen Halbkugel mitten im Hochsommer. Seit fast 10 Monaten saßen die Schiffbrüchigen auf der Insel Chairman fest. Ihre augenblickliche Lage war nicht schlecht, aber was würde die Zukunft bringen? Wann endlich kam die von allen heißersehnte Hilfe von draußen, vom Stillen Ozean? Würde man noch einmal einen jener strengen, arktischen Winter ertragen müssen? Bisher waren die Kinder dank der klugen Umsicht Gordons von ernsthaften Krankheiten verschont geblieben, aber das konnte sich sehr rasch ändern. Briant wollte diese Insel um jeden Preis verlassen. Aber wie wollten sie ein Boot oder ein Schiff bauen? Mit der Jolle war eine längere Fahrt übers Meer ganz unmöglich. Außerdem kannten sie noch immer nicht die genaue Lage der Insel innerhalb des Ozeans. Auch der so mutige Briant war ratlos.

Es blieb ihnen keine andere Möglichkeit übrig als abzuwarten und unterdessen die Lebensbedingungen auf French-den weiter zu verbessern. Wenn es den Jungen wegen der dringenden Arbeiten für den nächsten Winter nicht mehr gelingen sollte, die Insel genauestens zu untersuchen, so mußte das eben auf den kommenden Sommer verschoben werden. Gordon ließ genügend Brennmaterial heranschaffen, damit der Ofen Tag und Nacht brennen konnte. Doniphan und seine Freunde gingen ausgiebig auf Jagd und füllten die Speisekammern bis unter die Decke.

Briant und einige andere bauten die Tierstallungen um.

Noch immer stand der geplante Ausflug zu dem im Osten des Family-lake gelegenen Teil der Insel aus. Lagen dort Wälder, Sümpfe oder Dünen? Fanden die Jungen dort eher weitere Hilfsmittel, die den Lebensstandard von French-den bessern konnten? Eines Tages sprach Briant mit Gordon über dieses Thema.

»Obwohl Baudoins Karte mit Sorgfalt hergestellt worden ist, davon konnten wir uns ja mehrmals überzeugen, müssen wir endlich genau wissen, wie der Ostteil der Insel und von da aus auch das Meer aussieht. Wir besitzen vortreffliche Fernrohre, die der schiffbrüchige Franzose nicht besaß, wer weiß, vielleicht entdecken wir Land. Laut Karte liegt die Insel Chairman allein im Stillen Ozean, aber möglicherweise stimmt das gar nicht.«

»Du kannst es nicht erwarten, von hier wegzukommen!«

»Richtig, und du denkst genau dasselbe; die Hauptanstrengung muß der Rückkehr nach Neuseeland gelten.«

»Zugegeben! Also unternehmen wir den Ausflug.«

»An dem sich alle beteiligen?«

»Nein, nein! 6 oder 7 sind genug.«

»Immer noch zu viele! Wir müßten dann um den See herumgehen, was beschwerlich ist und Zeit kostet!«

»Hast du einen besseren Vorschlag? «

»Ja, wir sollten über den See segeln! Deshalb können nicht mehr als 2 oder 3 Kameraden mitkommen.«

»Und wer soll die Jolle steuern?«

»Moko«, antwortete Briant, »er kennt das Boot, und ich kann ihm ein bißchen assistieren. Bei günstigem Wind segeln wir, bei ungünstigem rudern wir über den See.«

»Einverstanden, Briant! Wer begleitet Moko und dich? Ich würde dir nicht raten, Doniphan mitzunehmen, das gibt nur Streitereien.«

»Ich habe nichts gegen Doniphan, er ist ein guter Jäger und eigentlich auch ein guter Kamerad, wenn auch ein wenig eigensinnig und zu selbstbewußt. Ich bin sicher, er ändert sich mit der Zeit. Ich weiß, daß wir noch einmal die besten Freunde auf der Welt werden. Dennoch hatte ich an einen anderen gedacht!«

»Und an wen?«

»An meinen Bruder«, sagte Briant, »sein Verhalten beunruhigt mich von Tag zu Tag mehr. Offenbar hat er sich etwas Schweres vorzuwerfen, was er nicht aussprechen will. Wenn wir auf dieser Reise allein sind, vielleicht redet er dann.«

»Gute Idee, nimm Jacques nur mit und beginnt gleich heute mit den Reisevorbereitungen.«

»Dauert bestimmt nicht lange, denn der Ausflug ist nur auf 2 bis 3 Tage berechnet.«

Noch am selben Tag verkündete Gordon den geplanten Ausflug von Briant. Doniphan war natürlich verärgert, daß er nicht mitgenommen werden sollte, er beklagte sich bei Gordon.

»Lieber Doniphan, in der Jolle haben nur 2 bis 3 Leute Platz und Briant bat darum, neben Moko, der das Boot steuern soll, noch seinen Bruder Jacques mitzunehmen, weil der immer trauriger und bedrückter wird.«

»Also ein Familienausflug!«

»Warum bist du so ungerecht?«

Doniphan schwieg und begab sich zu seinen Freunden Wilcox, Croß und Webb.

Als Moko erfuhr, daß er auf die Reise mitgenommen werden sollte, war er überglücklich.

»Wissen Sie, Herr Briant, immer nur in der Küche stehen, ist auch nicht das Angenehmste, die Abwechslung wird mir guttun.«

Der Gedanke, Briant begleiten zu dürfen, verdoppelte noch seine Freude. Auch Jacques schien sich auf dieses Unternehmen mit seinem Bruder zu freuen.

»Ich bin froh, einige Tage von French-den wegzukommen, glaub mir, Briant.«

Die Jolle wurde also sofort segelklar gemacht. Sie führte ein kleines lateinisches Segel, das Moko mit einer Stange versah und um den Mast wickelte. 2 Gewehre, 3 Revolver, ausreichend Munition, 3 Reisedecken, Nahrungsmittel, Wachshauben für eventuelles Regenwetter, 2 Ruder, dazu ein Ersatzpaar — mehr war für diesen kurzen Trip nicht erforderlich.

»Vergeßt nicht die Karte, in die ihr bei Gelegenheit neue Namen eintragen könnt.«

Am 4. Februar gegen 8 Uhr verabschiedeten sich Briant, Jacques und Moko und schifften sich

am Ufer des Rio Sealand ein, von Südwesten her wehte eine leichte Brise. Moko hißte das Segel und setzte sich dann ans Steuer, Briant hielt die Schote des Segels und Jacques saß neben dem Mast. Nach einer Stunde Fahrt verschwand der Kamm des Auckland-hill am Horizont, das entgegengesetzte Seeufer war noch nicht zu erkennen. Gegen Mittag flaute der Wind ab.

»Wie unangenehm, daß der Wind nicht den ganzen Tag über anhält.«

»Nicht so unangenehm wie Gegenwind, Herr Briant«, sagte Moko.

»Du bist der reinste Philosoph!«

»Ich habe nur gelernt, nicht die Nerven zu verlieren und alles zu nehmen, wie es eben kommt.«

»Genau das verstehe ich unter Philosophie!«

»Versuchen wir, das andere Ufer noch vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen, das scheint mir wichtiger zu sein als Gespräche über Philosophie, dabei kommt wahrscheinlich doch nie was heraus!«

»Ganz recht«, lächelte Briant, »ich nehme jetzt das eine Ruder, du das andere; Jacques soll das Steuer führen.«

»Sag mir, wie man steuert«, sagte Jacques zu Moko.

Moko zog das Segel ein, danach aßen sie eine Kleinigkeit. Moko erklärte Jacques einige Handgriffe, dann setzten sich Briant und Moko an die Ruder und arbeiteten. Die kräftig vorangetriebene Jolle glitt in schräger Richtung,

laut Kompaß nach Nordosten, schnell dahin. Gegen 15 Uhr meldete der durchs Fernrohr schauende Moko Land voraus. Gegen 16 Uhr zeigten sich die ersten Baumkronen über einem ziemlich niedrigen Ufer, was nachträglich erklärlich machte, warum Briant es vom False-sea-point aus nicht hatte wahrnehmen können. Also war die zwischen der Sloughi-Bai und dem Family-lake verlaufende Bergkette des Auckland-hill die einzige Erhebung auf der Insel Chairman. Briant und Moko legten sich kräftig in die Ruder, was wegen der Hitze doch reichlich anstrengend war. Die Oberfläche des Sees glich einem Spiegel. Man konnte sogar einige Meter tief hinab auf den Grund schauen, wo unzählige Fische in Schwärmen vorüberhuschten. Gegen 18 Uhr endlich stieß die Jolle an Land.

»Ich glaube, hier ist kein guter Landeplatz! Fahren wir lieber noch einen Kilometer weiter nach Norden.«

Plötzlich rief Briant:

»Da ist ja der auf der Karte verzeichnete Rio!« und wies dabei auf einen Einschnitt des Landes.

»Nennen wir ihn einfach East-river, da er nach Osten fließt.«

»Fahren wir mit der Strömung des East-river bis zu dessen Mündung«, schlug Moko vor.

»Morgen; bleiben wir die Nacht hier. Bei Tag können wir auch die beiden Ufer des Rio besser beobachten.«

»Sollen wir aussteigen?« fragte Jacques. »Natürlich, wir lagern am besten unter den Bäumen!« Briant, Jacques und Moko sprangen mit einem Satz ans Ufer. Nachdem die Jolle an einem

Baumstumpf fest vertäut war, wurde sie entladen. Bald schon brannte ein Lagerfeuer aus dürrer Eichenholz. Die Ausflügler aßen zu Abend und rollten sich dann in die mitgenommenen Decken ein. Die Waffen waren geladen, für den Notfall lagen sie griffbereit. Aber die Nacht verlief ruhig.

»Auf geht's! « rief Briant, der um 6 Uhr früh als erster erwachte.

Schon nach einigen Minuten saßen sie alle in der Jolle und überließen sich der Strömung des Rio. Sie war eine halbe Stunde nach Eintritt der Ebbe so stark, daß die Ruder gar nicht gebraucht wurden. Briant und Jacques saßen vorne, Moko hielt hinten das Steuer.

»Vielleicht reicht die eine Ebbeperiode aus, um bis zum Meer zu kommen, denn die Strömung des East-river ist beträchtlich stärker als die des Rio Sealand.«

»Für den Rückweg brauchen wir dann aber wahrscheinlich 2 bis 3 Flutwellen.«

Der East-river floß ziemlich gerade in ostnordöstliche Richtung, sein Bett war tiefer eingeschnitten als das des Rio Sealand und auch weniger breit, das erklärte die hohe Strömungsgeschwindigkeit. Unter den Bäumen, die Briant während der Fahrt vom Boot aus beobachtete, entdeckte er eine Pinie.

»Wenn Sie sich nicht getäuscht haben, Herr Briant, dann sollten wir einen Augenblick anhalten, die Mühe lohnt sich.«

Ein Ruderschlag trieb die Jolle zum linken Ufer. Briant und Jacques sprangen an Land. Wenige Minuten später brachten sie eine Menge jener

wohlschmeckenden Zirbelnüsse, deren eiförmige Mandel ein vortreffliches Öl liefert.

»Wieder ein kostbarer Fund für uns Feinschmecker!«

»Wir sollten noch auskundschaften, ob dieser Wald ebenso wildreich ist wie die Wälder westlich des Sees.«

Kaum im Wald, sah Briant eine erschreckte Herde Nandus durch das Dickicht flüchten, darauf Vigogne-Schafe und einzelne Guanakos. Auch an Geflügel schien kein Mangel zu herrschen, Doniphan hätte ganz schön schießen können.

Gegen 11 Uhr lichtete sich der Wald etwas, die von vorne wehende Brise schmeckte bereits salzig, die bisher ganz unbekannte Küste konnte also nicht mehr weit sein. Einige Minuten später passierte die Jolle die Felsen, die sich an diesem Teil der Küste erhoben. Moko steuerte zum linken Ufer, schleifte die Jolle zum Strand und vertäute sie.

»Wie verschieden ist doch dieses Bild im Vergleich zu dem der Westküste«, sagte Briant.

Zwar erstreckte sich auch hier eine weite, der Sloughi-Bai ähnelnde Bucht, doch statt des breiten, sandigen Vorlandes mit dem Klippengürtel an der einen und dem hohen Steilufer an der anderen Seite der Wrack-coast, lagen hier nur Felsen herum, die allerdings, wie sich Briant überzeugen konnte, ungefähr 20 Aushöhlungen besaßen, in denen man sehr gut hätte hausen oder auch nur übernachten können.

»Wäre die *Sloughi* hier an Land gespült worden, hätten wir nicht so lange nach einer Höhle suchen müssen, außerdem hätte der Schoner in der

Mündung des East-river so eine Art natürlichen Hafen gefunden«, sagte Briant.

»Einen Hafen, in dem selbst bei tiefster Ebbe noch Wasser gestanden hätte«, ergänzte Moko.

»Diese Gegend scheint verlassen zu sein.«

»Wie alle anderen Teile der Insel auch.«

»Kein Schiff zu sehen«, sagte Briant, der den Horizont mit seinem Fernrohr absuchte.

»Auch kein Land oder eine Insel«, erwiderte der neben ihm stehende Moko.

»Also ist auch in diesem Punkt die Karte des schiffbrüchigen Franzosen genau.«

»Herr Briant, wollen wir diesem Küstenstrich nicht einen Namen geben?« fragte Moko.

»Ja, ich glaube der Name Deception-Bai, Bai der Enttäuschung, ist angemessen, auch wenn ich eigentlich nicht sehr viel mehr erwartet habe.«

»Ich denke, wir sollten erst einmal frühstücken.«

»Aber es muß schnell gehen. Wann kann denn die Jolle den East-river wieder hochsegeln?«

»Wollen wir diese Flut benützen, dann müssen wir gleich einsteigen.«

»Dann warten wir die nächste ab. Ich möchte doch noch den Horizont in aller Ruhe und von der Höhe des höchstliegenden Felsens aus beobachten.«

»Die nächste Flut tritt aber erst gegen 22 Uhr ein.«

»Traust du dir zu, auch bei Nacht zu fahren, Moko?«

»Selbstverständlich! Wir haben gerade Vollmond, außerdem verläuft der Rio so geradlinig,

daß gar nichts passieren kann. Sollte sich die Strömung umkehren, so rudern wir, sollte auch das wegen der Stärke der Strömung unmöglich sein, so legen wir eben einfach bis zum nächsten Tag an.«

»Gut, Moko, einverstanden! Wir haben jetzt noch 12 Stunden, um unsere Nachforschungen zu vervollständigen.«

Nach dem Frühstück wurde dieser Küstenabschnitt besichtigt. An eßbarem Wild gab es hier soviel wie anderswo auch. Briant schoß so nebenbei gleich einige Tinamus fürs Abendbrot. Das charakteristische Merkmal dieser Küste waren die mächtigen Granitblöcke, die chaotisch durcheinandergewürfelt herumlagen, eine Art Feld von Carnac. Eine Kleinigkeit, sich hier einzunisten! Briant überlegte sich natürlich, warum der schiffbrüchige Franzose François Baudoin nicht hier gehaust hatte. Daß er diesen Teil der Insel besucht haben mußte, ging eindeutig aus der von ihm gefertigten Karte hervor. Der Verlauf der Küste war exakt eingezeichnet. Vielleicht hatte er bereits seine Wohnung in French-den aufgeschlagen, ehe ihn seine Nachforschungen hierher führten. Dazu kam noch, daß French-den trotz allem viel geschützter lag als jede dieser 20 Aushöhlungen.

Gegen 14 Uhr, als die Sonne ihren höchsten Stand schon überschritten hatte, schien der Moment günstig, das Meer genauer zu beobachten. Briant, Jacques und Moko erkletterten den höchsten Felsen am Strand, von hier aus konnte man weit hinausschauen. Briant richtete sein Fernrohr zum östlichen Horizont, der sich klar vom Himmel abhob. Nichts war zu sehen, nichts als das

endlose Meer, das der Himmel in einer nicht enden wollenden Linie begrenzte. Eine ganze Stunde lang beobachteten die 3 Jungen ohne Unterbrechung das Meer. Plötzlich packte Moko Briant am Arm.

»Was ist denn das da draußen?« fragte er, die Hand nach Nord-Osten ausgestreckt.

Briant griff hastig zum Fernrohr und richtete es auf den von Moko bezeichneten Punkt.

Tatsächlich! Dort glänzte, ein wenig über dem Horizont, ein weißlicher Fleck! Wäre der Himmel augenblicklich nicht so wolkenlos gewesen, man hätte diesen Punkt leicht mit einer Wolke verwechseln können. Auch blieb der Fleck, wie sich alle überzeugen konnten, unbeweglich.

»Ich habe dafür keine Erklärung. Ist es ein Berg? Aber ein Berg würde anders aussehen.«

Da die Sonne bereits mehr und mehr im Westen versank, war der weiße Fleck bald ganz verschwunden. War er eine Widerspiegelung des Sonnenlichts auf dem Wasser? Oder Land? Eine Insel? Ein Segel? Die 3 konnten sich darüber nicht klar werden«

Sie stiegen ratlos zur Mündung des East-river hinunter, in dessen natürlichem Hafen die Jolle vertäut lag. Jacques sammelte unter den Bäumen dürres Holz und zündete ein Feuer an, Moko grillte darauf die Tinamus.

Gegen 19 Uhr gingen Briant und Jacques noch ein wenig am Strand spazieren, um sich die Zeit bis zur nächsten Flut zu vertreiben. Moko seinerseits stieg das linke Rioufer hinauf, um noch einige Früchte der Zirbelfichte zu pflücken. Als er zur Jolle zurückkam, waren die beiden Brüder noch nicht

wieder zurück, obgleich es längst dunkel geworden war und die Zeit drängte. Plötzlich hörte er ein Schluchzen und gleichzeitig eine laute Stimme; das war Briant. Waren die Brüder bedroht von irgendwelchen Eingeborenen? Moko zögerte keinen Augenblick und eilte zum Strand hin. Doch dann blieb er stehen. Jacques lag vor Briant auf den Knien! Er schien ihn anzuflehen, schien ihn um Gande zu bitten! Moko wollte sich abdrehen und zur Jolle zurückgehen, aber da war es bereits zu spät. Er hatte schon alles gehört, er wußte nun, was Jacques bedrückte, was 'er sich hatte zuschulden kommen lassen.

»Was?! Du hast das getan? Du bist es gewesen?« rief Briant.

»Verzeihung, Bruder, ich bitte dich inständig um Verzeihung!«

»Deshalb also hieltest du dich von den Kameraden fern, du hattest Angst vor ihnen! Oh, wenn sie es erfahren! Nein, kein Wort darüber! Zu niemandem ein Wort!«

Moko hätte viel darum gegeben, nicht gegen seinen Willen in dieses abscheuliche Geheimnis eingeweiht worden zu sein. Nun konnte er sich nicht mehr unwissend stellen. Deshalb sagte er zu Briant, als sich alle wieder zur Jolle begeben hatten :

»Herr Briant, ich habe alles mit angehört!«

»Was?! Du weißt, daß Jacques .. !!«

»Tut mir leid! Herr Briant, verzeihen Sie Ihrem Bruder.«

»Würden die anderen ihm auch verzeihen?«

»Vielleicht, ich weiß nicht genau. Auf jeden Fall ist es besser, sie erfahren überhaupt nichts von der Angelegenheit. Ich werde schweigen, darauf gebe ich mein Wort.«

»Danke, Moko«, sagte Briant gerührt und schüttelte dem Schiffsjungen lange die Hand.

Während der nächsten 2 Stunden und bis zur endgültigen Abfahrt der Jolle sprach Briant kein einziges Wort mit seinem Bruder. Jacques blieb auf einem Felsen sitzen, wie er sich fühlen mußte, war nicht schwer zu erraten. Er war niedergeschlagen und zugleich befreit, dem Drängen Briants nachgegeben zu haben. Gegen 22 Uhr nahm die Flut merklich zu. Briant, Jacques und Moko bestiegen die Jolle, lösten die Vertäuung und ließen sich von der Strömung den East-river hinauftreiben. Im fahlen Mondlicht war die Strecke leidlich zu erkennen, so daß die manchmal herüberhängenden Bäume keine Gefahr bildeten. Moko war ja ein gewandter Steuermann, dem man sich ruhig anvertrauen konnte. Um halb ein Uhr setzte die Ebbe ein.

»Halten wir an und warten wir die nächste Flut ab, das wird das beste sein.«

»Wann geht's dann weiter?«

»Voraussichtlich um 6 Uhr!«

Um 6 Uhr legte die Jolle vom Ufer wieder ab und trieb glücklich bis zum Family-lake. Moko hißte die Segel, unter einer leichten Brise steuerte er die Jolle in Richtung French-den. Kurz nach 18 Uhr meldete Garnett die Ankunft der 3 Ausflügler. Wie immer, wenn die Kameraden von einer Expedition nach French-den zurückkamen, war der Empfang

überaus herzlich.

Nach der von Moko zufällig beobachteten Szene hielt es Briant für gut, niemandem, auch nicht Gordon, davon etwas mitzuteilen. Was den Ausflug zur Küste betraf, so erzählte er den in der Halle versammelten Kolonisten alle Vorkommnisse ausführlich.

»Also auch dort kein Land. Sicherlich war der von uns dreien gesehene weißliche Fleck nur eine Täuschung. Wir müssen jetzt als sicher annehmen, daß die Insel Chairman weit entfernt von jeglicher Küste oder einer anderen benachbarten Insel liegt.«

Die anderen Jungen hörten dieser Schlußfolgerung stumm und sehr enttäuscht zu. Also keine Hoffnung mehr, daß sie doch noch gefunden wurden!

»Nehmen wir den Kampf ums Dasein wieder auf«, erklärte Gordon, »es bleibt uns keine andere Wahl, wir müssen auch ohne die Hoffnung auf baldige Rettung versuchen, so lange wie möglich zu überleben, d. h. so lange wie möglich so gut wie möglich zu leben.«

»Versuchen wir, uns besser als im Vorjahr auf den kommenden Winter vorzubereiten.«

Briant widmete sich dieser Aufgabe mit noch größerer Anstrengung als bisher - aber es fiel auf, daß er seit der Rückkehr vom East-river weniger mitteilbar geworden war und gleich seinem Bruder schweigsamer. Er hielt sich öfter als zuvor von den

Vergnügungen der anderen fern. Gordon beobachtete, wie Briant seinen Bruder Jacques überall, wo er nur konnte, in den Vordergrund schob, daß er ihn für besonders schwere und Mut erfordernde Arbeiten auswählte, wozu Jacques immer und spontan bereit war.

»Irgend etwas ist zwischen den beiden vorgefallen, aber was?« fragte sich Gordon.

Der Februar verstrich unter gewöhnlichen Arbeiten. Als Wilcox die Rückkehr der Lachse zum Süßwasser des Family-lake meldete, spannten die Jungen ein großes Netz quer durch den Rio Sealand und fingen eine ungeheure Anzahl Fische. Damit sie konserviert werden konnten, brauchte man sehr viel Salz. Deshalb unternahmen Baxter und Briant mehrere Ausflüge zur Sloughi-Bai, wo sie einen kleinen Salzsumpf anlegten. Durch Verdunsten des Wassers kristallisierte sich aus dem Meerwasser Salz heraus, das dann nur noch eingesammelt und nach French-den gebracht werden mußte.

Überhaupt waren die Jungen während der ganzen Zeit damit beschäftigt, die Vorräte an Wild, Fett, Gemüse und Brennmaterial zu vervollständigen, damit sie während der Wintermonate nicht aus der Höhle herausmußten.

Gordon achtete darauf, daß auch die Programmpunkte wie Sport und Unterricht in Mathematik, Erdkunde und Geschichte peinlich genau eingehalten wurden. Doniphan prahlte während der zweimal wöchentlich angesetzten Diskussionsabende so offensichtlich mit seiner unbezweifelbaren rhetorischen Begabung, daß er

sich dadurch viele Freunde verlor. Dennoch rechnete er fest damit, nach Ablauf der Amtsperiode Gordons zum Oberhaupt der Kolonie gewählt zu werden. Wilcox, Webb und Croß bestärkten ihn noch in seinen Vorstellungen, daß keiner der Jungen so gut für diesen Posten geeignet sei wie gerade er. Sie machten auch schon unter den Kleineren der Kolonie »Stimmung« für ihn. Aber Doniphan hatte nicht die Mehrzahl der Kolonisten auf seiner Seite. Gordon durchschaute natürlich, was da in der Luft lag, bemühte sich aber keineswegs, obwohl noch einmal für ein Jahr wählbar, noch einmal um diesen schweren, verantwortungsreichen Posten. Sein etwas hartes, entschiedenes Auftreten hatte ihm nicht die Gunst seiner Kameraden eingetragen oder bewahrt, und genau das wußte Doniphan. Was die Kleinsten Gordon besonders verübelten, war seine Sparsamkeit bezüglich süßer Speisen und anderer Delikatessen. Außerdem hatte er sie zu oft ermahnt, besser auf ihre Kleider und Schuhe achtzugeben, das verärgerte besonders die leidenschaftlichen Fußballspieler. Und wieviel Vorwürfe gab es über die verlorenen oder auch nur abgerissenen Knöpfe! Bei solchen Streitereien trat Briant öfters als Fürsprecher der Kleinen auf, was ihm natürlich viele Sympathien eintrug. Ferner wußten sie ganz genau, daß die beiden Küchenchefs Moko und Service immer zu Briant hielten, wenn er also zum Oberhaupt der Insel Chairman gewählt werden würde, gäbe es möglicherweise öfters Leckerbissen als unter dem Patronat Gordons.

Briant selbst interessierten diese ganzen, meist heimlich geführten Debatten überhaupt nicht; ihm war relativ gleichgültig, wer zum nächsten Oberhaupt gewählt wurde, an der derzeitigen Lage würde das nichts ändern! Das Jahr, für welches Gordon gewählt worden war, ging am 10. Juni zu Ende. Schon Tage zuvor herrschte in French-den eine eigenartig erregte Atmosphäre, es bildeten sich kleinere Diskussionsgruppen, vertrauliche Besprechungen, heimliche Zusammenkünfte fanden statt. Gordon hielt sich abseits, er wollte ohnehin nicht mehr kandidieren. Was Briant betrifft, so war er viel zuviel Franzose, als sich nach einem solchen Posten die Finger zu lecken, er wollte keine Kolonie führen, deren Mitglieder in der Mehrzahl Engländer waren. Besorgt und einigermaßen aufgeregt war nur Doniphan. Mit seiner außergewöhnlichen Intelligenz und seinem von keinem der Kinder bezweifelten Mut hätte er an sich gute Chancen gehabt, wären nicht die minderen Charakterqualitäten wie Herrschsucht und Neid gewesen, die ihm so viele Feinde eintrugen. Was er nicht offen tun konnte, erledigten für ihn seine Freunde Wilcox, Croß und Webb mit übergroßem Eifer; sie versuchten, ihre Kameraden davon zu überzeugen, daß es keinen besseren gab als Doniphan.

Am Nachmittag des 10. Juni sollte der Wahlgang stattfinden. Jedes der Kinder schrieb einen Namen auf einen Zettel; die Majorität sollte den Ausschlag geben. Da die Kolonie 15 Mitglieder zählte, mußte eine Zahl über 8 zur Wahl des Oberhauptes genügen.

Als die Stimmzettel geöffnet wurden, ergab sich folgendes Resultat:

Briant	9 Stimmen
Doniphan	3 Stimmen
Gordon	1 Stimme

Weder Gordon noch Doniphan hatten sich an der Wahl beteiligen wollen, Briant hatte seine Stimme Gordon gegeben. Doniphan war sauer, als er das Endergebnis erfuhr. »Nimmst du die Wahl an?« fragte ihn Gordon.

»Ich nehme die Wahl an«, sagte Briant.

Trotz seiner Zugehörigkeit zu einer den Jungen fremden Nationalität liebten sie Briant sehr. Nur Doniphan und dessen Freunde wollten Briants Fähigkeiten, besonders seinen Gerechtigkeitssinn und seine Loyalität, nicht anerkennen. Gordon sah zwar voraus, daß diese Wahl die ohnehin schon vorhandene Uneinigkeit unter den Kameraden noch vertiefen und dramatisieren würde, aber dennoch beglückwünschte er seinen Nachfolger herzlich und ohne jeden Anflug von Verärgerung über das für ihn so schlechte Ergebnis. Jacques wunderte sich etwas, daß sein Bruder die Wahl angenommen hatte.

»Du willst also wirklich .. .«, sagte er, ohne den Satz vollenden zu wollen.

»Ja, ich möchte endlich noch mehr tun können, um deine Schuld wenigstens etwas abzutragen.«

»Ich danke dir, Bruder und bitte, schone mich nicht, wenn es um besonders schwierige Arbeiten geht.«

Am nächsten morgen begann wieder der Alltag in French-den. Bald würde der arktische Winter über die Insel Chairman hereinbrechen, deshalb wollte Briant zuvor noch eine bestimmte Aufgabe erledigen. Auf dem Kamm des Auckland-hill wehte die Flagge Großbritanniens nur noch in Fetzen, der Seewind hatte zu stark gewütet. Es war also nötig, die Flagge durch ein anderes, den winterlichen Bedingungen angemesseneres Zeichen zu

ersetzen. Auf Briants Vorschlag bastelte Baxter eine Art Ballon, hergestellt aus biegsamen Rohrweigen, die in der Gegend der Schlammlache wuchsen, der schon deshalb haltbarer sein mußte, weil der Wind durch die Kugel hindurchpfeifen konnte, soviel er wollte.

Am 17. Juni strich Briant die Fahne Englands ein und hißte den Gertenballon, der zudem sichtbarer war für möglicherweise vorüberfahrende Schiffe.

Das Barometer stieg immer mehr an, es konnte nicht mehr lange dauern, bis man ganz in French-den eingeschlossen war. Briant ließ die Jolle an Land ziehen und mit einem geteerten Pfortsegel abdecken. Wilcox und Baxter überprüften noch einmal die Fangschlingen und die Gruben, außerdem hoben sie noch einige neue, näher an French-den liegende Gruben aus, damit bei Schnee der Weg zur Beute nicht so weit war. Auch die Luftnetze längs der Ufer des Rio Sealand wurden aufgespannt, für das Wasserwild, das regelmäßig bei Wintereinbruch ins Landesinnere flüchtete.

Während der ersten Julitage bedeckte sich der Rio mit einer Eisschicht, die sich zusehends verfestigte. Das 100teilige Thermometer zeigte bereits 12 Grad unter Null an, auch der See mußte bald zugefroren sein. Nach einigen stürmischen Böen sprang der Wind nach Südwesten um, der Himmel klärte sich auf, die Temperatur sank bis auf 20 Grad unter den Gefrierpunkt. Das von Gordon ausgearbeitete Programm wurde auch jetzt wieder in vollem Umfang aufgenommen. Briant hielt den Daumen darauf, daß keine Bummelei vorkam. Gordon erleichterte ihm seine Aufgabe dadurch,

daß er selbst sich Briant vollkommen unterwarf und keine Privilegien für sich forderte. Doniphan hielt sich auffallend zurück, freilich immer in der von ihm befehligten Gruppe, von der man nie genau wußte, was sie ausheckte. Aber Briant hatte augenblicklich keinen Grund zur Klage. Er bemühte sich, gegen jedermann gerecht zu sein, die schwierigsten Arbeiten übernahm er meistens selbst, zuweilen holte er seinen Bruder dazu, der ihm mit Vergnügen half. Gordon bemerkte, wie sich Jacques Charakter nach und nach wieder veränderte, wie er immer mehr der alte Jacques, wie ihn alle in Auckland, in der Pension Chairman gekannt hatten, wurde. Auch Moko entging diese Veränderung nicht. Er hielt sein Wort und schwieg über die miterlebte Szene zwischen Briant und Jacques.

Briant dachte sehr oft über die Chancen einer Rückkehr nach Neuseeland nach. Das unterschied ihn von seinem Vorgänger im Amt des Oberhauptes Gordon, dem es hier in der Einöde ganz gut zu gefallen schien. Briant wollte seine Amtszeit vor allem durch Anstrengungen auszeichnen, die die Heimkehr der Jungen beschleunigen sollten. Aber wie? Welche Möglichkeiten gab es denn überhaupt?

»War der weißliche Punkt, den ich von der Deception-Bai aus gesehen habe, doch keine Täuschung?« fragte er sich immer wieder.

»Wenn der Fleck Land war, dann ist es doch möglich, mit einem Floß oder einem Boot dorthin zu fahren!«

Sprach er über dieses Problem mit Baxter, so zuckte dieser nur mit den Achseln.

»Viel zu schwer für uns, ein seetüchtiges Boot zu bauen!«

»Warum sind wir nur Jungen«, klagte Briant, »warum nur Jungen und keine Männer!« Das war und blieb sein größter Kummer!

Während der langen Winternächte kam es, obwohl French-den selbst ungefährdet schien, manchmal zu kleinen Störungen. Phann schlug wiederholt an, wenn Schakale die Einfriedung umschwärmten. Dann schossen Doniphan und Wilcox einige gezielte Kugeln ab, was die Tiere sofort vertrieb. Ein paarmal zeigten sich auch Jaguare und Cuguare in der Nähe von French-den, ohne aber so nahe wie die Schakale heranzukommen. Die erste Hälfte des August brachte 4 außergewöhnlich strenge Frosttage. Das Thermometer sank bis auf 30 Grad unter Null. Briant befahl, die Türen dicht verschlossen zu halten und stärker denn je durchzuheizen, damit keinerlei Erkältungskrankheiten auftreten konnten. Auch in den Stallungen mußte mehr als gewöhnlich geheizt werden.

Am 6. August schlug der Wind plötzlich um, die bittere Kälte ließ nach. Die Sloughi-Bai und das Ufergelände der Wrack-coast wurden jetzt von heftigen, langanhaltenden und orkanhaften Stürmen heimgesucht, die unaufhörlich über die Höhenzüge des Auckland-hill piffen. Die Temperatur sank weiter bis stellenweise 7 oder 8 Grad unter Null. In der zweiten Augusthälfte konnten die Arbeiten im Freien wieder aufgenommen werden, die Fallen, Schlingen und Netze wurden untersucht, die Beute nach French-

den gebracht. Zwischendurch wollte Briant den Kameraden einen besonderen Spaß erlauben. Da der See noch fest zugefroren war, schlug er eine Schlittschuhpartie vor. Mit einem länglichen Holzklötzchen und einer eisernen Klinge gelang es dem enorm fingerfertigen Baxter mehrere Paare Schlittschuhe herzustellen. Die Jungen kannten diesen Sport von Neuseeland her und freuten sich riesig darauf. Am 25. August gegen 11 Uhr verließen Briant, Gordon, Doniphan, Webb, Croß, Wilcox, Baxter, Service, Jenkins und Jacques French den, während Moko die Zurückgebliebenen, Iverson, Dole und Costar überwachte. Briant hatte vom Schoner ein Nebelhorn mitgenommen, um seine kleine Truppe zusammenrufen zu können, wenn sich der eine oder andere zu weit auf den See hinauswagen sollte. Alle hatten gefrühstückt, bis zum Mittagessen wollten sie wieder zurück sein. Selbstverständlich, wie konnte es auch anders sein, hatten Doniphan und Wilcox ihre Gewehre mitgenommen, um bei dieser Gelegenheit gleich etwas Wild zu erlegen. Briant und Gordon selbst beteiligten sich nicht, sie wollten nur dabeisein um aufzupassen. Doniphan, Croß und Jacques waren die bei weitem besten Läufer der Kolonie. Was sie zeigten, grenzte schon an Eiskunstlauf. Bevor jeder tun und lassen konnte was er wollte, ermahnte Briant zu größter Vorsicht.

»Aufpassen, daß sich keiner zu weit von hier weg entfernt! Macht keine zu argen Faxen auf dem Eis, denn wie leicht hat man sich das Bein oder den Arm gebrochen. Gordon und ich erwarten euch an

dieser Stelle, wenn ich ein Signal mit dem Horn gegeben habe.«

Danach schweiften die Schlittschuhläufer in langen Bögen hinaus auf den See.

»He, Croß, da draußen sehe ich ein paar Enten«, rief Doniphan.

»Ja, ich erkenne sie!«

»Hast du deine Flinte, wir jagen sie!«

»Briant hat aber untersagt. ..«

»Laß mich doch zufrieden! Vorwärts!«

»Wohin wollen sie?« fragte der am Ufer stehende Briant Gordon.

»Sie werden da draußen Enten jagen, das hättest du dir ja denken können.«

»Immer dieser Doniphan, der nicht hören kann, was man ihm sagt!«

»Aber laß doch, dabei passiert schon nichts.«

»Wer weiß, Gordon! Sich zu weit hinauszuwagen, ist immer gefährlich!«

Doniphan und Croß waren jetzt nur noch 2 sich schnell entfernende Punkte am Horizont.

»So ein Dreck!« fluchte Briant plötzlich. »Jetzt zieht auch noch Nebel auf.«

Sehr schnell war der See von einer dichten Nebelwand verhüllt.

»Das habe ich befürchtet, als ich sie ermahnte, nicht von hier wegzufahren!«

»Gib doch ein Hornsignal, damit sie zurückkommen!«

Dreimal blies Briant in sein Horn. Aber kein Flintenschuß gab Antwort. Der Nebel hatte sich

merklich verdichtet. Wer sich in Sichtweite befand, wurde an Land gerufen.

»Was nun?« fragte Gordon.

»Wir müssen alles versuchen, um sie so schnell wie möglich zurückzuholen. In diesem englischen Nebel kann man sich ja kaum noch zurechtfinden, und sie haben ja keinen Kompaß dabei.«

»Ich werde sie suchen!« meldete sich Baxter.

»Kommt nicht in Frage, ich werde selbst hinausfahren«, erwiderte Briant.

»Nein, Bruder, laß mich fahren«, sagte Jacques ruhig, »ich finde sie sicher sofort.«

»Also gut! Und achte darauf, ob du einen Schuß hörst. Hier, nimm das Signalthorn mit!«

Einen Augenblick später war Jacques mit weiten Zügen im Nebel verschwunden. Eine halbe Stunde später war weder von Jacques noch von den beiden anderen etwas zu sehen.

»Wenn wir nur Waffen da hätten, dann könnten wir Zeichen geben«, klagte Service.

»Schußwaffen? Wir haben doch welche in French-den. Los, laßt uns keine Minute verlieren!«

Briant, Gordon und die anderen rannten zur Höhle und kamen nach 30 Minuten mit einigen Flinten und Revolvern wieder zum See. Wilcox und Baxter luden durch und schossen zweimal in die Luft.

Keine Antwort! Kein Schuß vom See her!

»Holt die Kanone!« rief Briant aufgeregt.

Die kleine Bordkanone der *Sloughi* wurde zur Sport-terrace geschleppt und nach Nordosten gerichtet. Man lud sie mit einer Platzpatrone und

wollte schon abfeuern, als Moko einen Vorschlag machte :

»Stopfen wir etwas eingefettetes Gras ins Rohr, das erhöht den Knall!«

Der Schuß krachte hinaus in den Nebel. Dann spitzten alle die Ohren. Aber wieder kam keine Reaktion aus dem dichten Nebel über dem Familylake.

»Weiter feuern, bis sich die 3 melden!« befahl Briant. Endlich, kurz vor 17 Uhr, es war mittlerweile schon recht duster geworden, hörten die Kinder 2 Flintenschüsse.

»Das sind sie!« rief Service freudestrahlend. Sofort antwortete Baxter mit einem neuen Schuß, der weithin hallte. Einige Minuten später wurden 2 Schattengestalten im Nebel erkenntlich, die schnell näher kamen. Es waren Doniphan und Croß. Jacques blieb verschwunden. Briants Bruder hatte die beiden nicht finden können, sie hatten auch keine Hornsignale gehört. Als Jacques nach Osten gefahren war, befanden sich die beiden Jäger bereits im südlichen Teil des Sees. Briant machte sich jetzt bittere Vorwürfe, nicht selbst hinausgefahren zu sein.

»So lange weiter feuern, bis Jacques auftaucht!« befahl er. Inzwischen war die Nacht hereingebrochen. Über dem See lag undurchdringliche Finsternis.

»Entzünden wir ein großes Feuer, vielleicht hilft das!«

Das Fernrohr vor den Augen, starrte Gordon unbeweglich hinaus. Plötzlich zuckte er zusammen.

Er glaubt, einen Punkt wahrgenommen zu haben. Jetzt griff Briant nach dem Fernrohr.

»Ja, das muß er sein!« Der Punkt bewegte sich rasch dem Ufer zu.

»Was ist das?« fragte Briant aufgeregt.

»Hinter ihm bewegt sich etwas. Wird er etwa verfolgt?«

»Ja, es sieht tatsächlich aus, als käme er nicht allein.«

»Könnt ihr erkennen, ob es Menschen sind?« fragte Baxter Gordon und Briant.

»Ich würde die Punkte eher für Tiere halten.«

»Raubtiere?« fragte Doniphan.

Sofort zog er seine Schlittschuhe wieder an und eilte Jacques mit der Flinte im Anschlag entgegen. Niemand konnte ihn zurückhalten. Die am Ufer stehenden Kinder hörten kurz darauf 2 Schüsse. Einige Zeit später tauchten Doniphan und Jacques auf.

»2 Bären«, sagte Doniphan trocken und nicht ohne Stolz. »Das ist ja ganz neu! Komisch, daß wir von ihnen bisher keine Spuren entdecken konnten!«

»Jedenfalls zeigt das mal wieder, wie wenig wir doch über unsere Insel wissen. Sicher gibt es hier noch ganz andere Geheimnisse«, orakelte Doniphan.

Es war wieder Frühling. Eine leichte Brise kräuselte den See, über dem die letzten schwachen Sonnenstrahlen lagen.

6 Wochen nach jenen Ereignissen, am 10. Oktober gegen 17 Uhr, erreichten 4 der Jungen die südliche Spitze des Family-lake. Doniphan, Croß, Webb und Wilcox, die sich im Streit von ihren Kameraden getrennt hatten, saßen um ein kleines Lagerfeuer herum und grillten ein paar Enten zum Abendessen. Dann hüllten sie sich in ihre Decken und schliefen ein.

Während der ersten Wochen ihres zweiten arktischen Winters auf der Insel Chairman waren die Beziehungen zwischen Briant und Doniphan zusehends gespannter geworden. Die Streitereien häuften sich, weil Doniphan, ohnehin sauer über den Wahlausgang, sich den Befehlen und Anordnungen des jetzigen Oberhauptes nicht beugen wollte. Seit der Schlittschuhpartie auf dem zugefrorenen See, wo Doniphan die Ermahnung Briants in den Wind geschlagen hatte, wuchs dessen Verärgerung.

Bisher hatte Gordon von Briant verlangt, er solle sich so gut wie möglich zurückhalten und jedem Streit aus dem Weg gehen. Aber Briants Geduld war zu Ende. Sollte nicht die gesamte Kolonie von French-den darunter leiden, so mußten Doniphan und seine Gruppe entschiedener als je zuvor zur Ordnung gerufen werden. Vergebens hatte Gordon

auch versucht, Doniphan ins Gewissen zu reden. Sein früherer Einfluß auf ihn war gänzlich geschwunden. Doniphan konnte ihm nicht verzeihen, daß er immer die Partei seines Gegners ergriffen hatte. Seine Interventionen waren zwecklos. Das Miteinander in French-den wurde immer peinlicher und gedrückter, natürlich merkten auch die anderen, was da vorging bzw. sich zusammenbraute.

Nur zu den Mahlzeiten trafen Doniphan und seine Leute mit der übrigen Truppe zusammen, sonst hielten sie sich abseits. War das Wetter zu schlecht für die Jagd, dann saßen sie in irgendeiner Ecke der Halle zusammen und tuschelten leise miteinander.

»Ohne Zweifel hecken sie einen Plan aus«, sagte Briant eines Tages zu Gordon.

»Doch nicht etwa gegen dich? Den Versuch, dir deine Stellung streitig zu machen, würde Doniphan nicht wagen. Er weiß zu gut, daß wir alle auf deiner Seite stehen.«

»Vielleicht denken sie daran, sich von uns zu trennen.«

»Schon möglich, wir hätten ja kein Recht, sie daran zu hindern.«

»Wollen sie sich an anderer Stelle der Insel Chairman niederlassen?«

»Daran denken sie vielleicht gar nicht, sie wollen wahrscheinlich nur, daß etwas geschieht, und zwar gegen dich, vielleicht auch gegen mich.«

»Natürlich denken sie daran, Gordon, ich habe gesehen, wie Wilcox eine Kopie der Karte Baudoins an sich genommen hat.«

»Wirklich?«

»Ja, mir scheint, wir sollten die Sache nicht auf die Spitze treiben. Ist es nicht das Gescheiteste, ich trete von meinem Posten zurück und mache einem anderen Platz? Das könnte einen offenen Eklat verhindern.«

»Kommt überhaupt nicht in Frage. Du bist und bleibst so lange Oberhaupt, wie dein Mandat dauert. Du hast Pflichten, vor allem gegen die Kleinsten von uns, vergiß das nicht.«

In so gedrückter Stimmung verging der Winter. Mit den ersten Oktobertagen hörte die Kälte auf, der Family-lake und der Rio Sealand wurden langsam wieder eisfrei. Da, am Abend des 9. Oktober, trat Doniphan offen mit seinem lange geplanten Entschluß hervor, zusammen mit Wilcox, Croß und Webb French-den zu verlassen.

»Ist das euer Ernst?« fragte Gordon ruhig.

»Wir wollen euch nicht verlassen, sondern lediglich eine andere Höhle bewohnen, deshalb gehen wir weg.«

»Warum?«

»Ganz einfach, wir wollen uns nichts mehr vorschreiben lassen wie bisher, es paßt mir nicht, nach Befehl Briants zu handeln!«

»Was hast du mir denn vorzuwerfen?« fragte ihn Briant.

»Daß du das Oberhaupt unserer Kolonie bist. Zuerst war es ein Amerikaner, jetzt ein Franzose, der nächste, der drankommt, wird wahrscheinlich Moko, der Neger, sein!«

»Das kannst du nicht ernst meinen, Doniphan!«
sagte Gordon.

»Mir paßt die ganze Sache nicht, damit basta!«

»Wie ihr wollt; ihr seid frei, niemand wird euch daran hindern, von uns wegzugehen; ihr erhaltet auch euren Anteil der Geräte und Nahrungsmittel.«

»Morgen verlassen wir French-den!«

»Hoffentlich müßt ihr euren Entschluß nicht bereuen.«

Doniphan hatte folgendes Projekt im Kopf: Briant hatte von seinem Ausflug zur Deceptions-Bai berichtet, daß man dort unter den Felsen sehr gut unterkommen könne. Die Wälder im Osten reichten bis an das Ufer des Family-lake. Der East-river lieferte Trinkwasser, außerdem gab es dort ebensoviel Wild wie hier. Die Entfernung zwischen French-den und der Küste betrug in gerader Linie nur 18 km, 9 km Fahrt über den See, 9 km entlang des East-river bis zur Küste. Im Notfall war die Verbindung also sehr schnell herzustellen.

Nach eindringlichen Erörterungen dieser Tatsachen hatte Doniphan die 3 anderen endlich überredet, mit ihm am anderen Ufer der Insel zu hausen. Allerdings schlug Doniphan nicht vor, mit der Jolle den Family-lake zu überqueren, so kühn war er nun doch nicht. Er wollte zur Südspitze des Sees wandern, dann nordwärts gehen bis zum East-river und von dort immer weiter bis zum Meer. Die ganze Strecke maß etwa 24 km, für die geübten Jäger eine nicht allzulange Strecke.

Zuerst wollten sie zur Deception-Bai wandern und dort an der Küste eine bewohnbare Höhle ausfindig machen. Danach wollten sie nach French-

den zurückkehren und das genau aufgeteilte Material wie Geräte, Proviant, Werkzeuge, Kleider, Planen, Decken, Fernrohre, Waffen und Munition abholen und auf dem gebastelten Wagen zu ihrem neuen Lagerplatz schaffen. Doniphan dachte daran, das zusammenklappbare Halkett-boat mitzunehmen, um damit verschiedene Flußläufe genauer untersuchen zu können.

Am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang verabschiedeten sich Doniphan und die anderen von ihren Kameraden. Keine der beiden Parteien ließ sich etwas von der sie beherrschenden Enttäuschung anmerken. Moko ruderte sie über den Rio Sealand, danach verschwanden sie schnell im Dickicht unter den Bäumen.

»Wenn die Entfernungen auf der Karte des Franzosen stimmen, müssen wir 10 km von hier auf den East-river stoßen. Das könnten wir bis heute abend geschafft haben.« »Warum den Weg nicht abkürzen und gleich nach Nordosten gehen?«

»Ja, das ist doch viel besser!«

»Sicher«, sagte Doniphan, »doch warum in das uns ganz unbekanntes Sumpfgebiet marschieren, wer weiß, vielleicht müssen wir auf halbem Weg wieder umkehren. Gehen wir ruhig am Seeufer entlang, das ist bequemer und sicherer!«

»Außerdem lernen wir so auch den East-river einmal kennen.«

»Richtig, er ist ja die einzige Verbindungsstraße zwischen der Küste und dem Family-lake.«

Auf einem schmalen Fußpfad ging es zügig voran. Um 11 Uhr war Rast. Wilcox hatte ein Aguti

erlegt, das Croß gezwungenermaßen zubereitete. Dann ging es weiter.

Gegen 18 Uhr hatten sie die Mündung des East-river in den Family-lake erreicht. Doniphan entdeckte noch Spuren von Asche, die von einem früheren Ausflug der Kolonisten stammten.

»Hier müssen Briant, Jacques und Moko übernachtet haben«, sagte Doniphan, »die Stelle ist gut, bleiben wir die Nacht über hier.«

Am anderen Morgen mußte der East-river überquert werden. »Machen wir es gleich hier und wandern dann bis heute abend zur Küste.«

»Auf der anderen Seite hat Moko auch die Zirbelnüsse gesammelt. Wir sollten ebenfalls einen kleinen Vorrat mitnehmen, wer weiß!«

Das Halkett-boat wurde auseinandergefaltet und zu Wasser gebracht. Doniphan ruderte als erster hinüber, danach kamen Wilcox, Croß und Webb. Sofort wurde das Boot wieder zusammengelegt, die Zeit drängte.

Der Tag wurde sehr anstrengend. Das üppig wuchernde Gras, die tief herabhängenden Äste, dazwischen kleinere Moraststellen, die man erst bemerkte, wenn man drin stand - das alles verzögerte das Lauftempo. Erst nach Einbruch der Dunkelheit erreichten die Umsiedler das Ufervorland. Es war bereits zu finster, um noch etwas Genaueres erkennen zu können. Nur das Meer brandete unaufhörlich gegen den Strand.

»Übernachten wir heute unter freiem Himmel«, schlug Doniphan vor. Nach dem Abendessen schürten sie noch einmal kräftig das Lagerfeuer, danach legten sich Wilcox, Croß und Webb

schlafen. Doniphan wollte wachen. Er hatte viel Mühe, gegen den Schlaf anzukämpfen, denn der Tag war ziemlich anstrengend gewesen. Schließlich nickte auch er ein.

Die Nacht verlief ohne jede Störung.

Die Jungen erwachten erst, als die Sonne schon hoch am Himmel stand.

»Gehen wir zum Strand und schauen uns um!« Sie erkletterten die Dünen.

»Das Meer liegt ebenso verlassen da wie im Westen, kein Unterschied!« sagte Wilcox betrübt.

»Doch, hier im Osten müssen die Schiffe, die aus der Magellan-Straße kommen, um die Häfen in Chile oder Peru anzulaufen, vorbeikommen. Ein Grund mehr, daß wir uns hier ansiedeln! Mag Briant dieser Küste den Namen Deception-Bai gegeben haben, ich glaube daran, daß wir hier Glück haben werden!«

Doniphan schaute mit dem Fernrohr über die endlose Weite des Ozeans.

»Wirklich nichts zu sehen! Untersuchen wir die Mündung des East-river.«

Wie Briant erkannten sie den natürlichen Hafen, der gegen Wind und Seegang geschützt lag.

»Hier hätten wir stranden sollen, nicht im Westen. Dann wäre die *Sloughi* wieder seetüchtig zu machen gewesen und wir hätte heimsegeln können.«

Hinter den Felsen wuchsen die ersten Bäume jenes Waldes, der sich bis zum Family-lake erstreckte und im Norden sogar noch viel weiter. Was die Felshöhlen betraf, so überzeugten sich die Kinder, daß Briant in seinen Erzählungen von seinem Ausflug nach hier keineswegs übertrieben

hatte. Wer die Wahl hat, hat die Qual, dachte Doniphan angesichts dieses Überangebots an guten Lagerplätzen.

»Bleiben wir der Mündung des Rio möglichst nahe!«

Bald war eine Höhle ausgewählt, sie stand der von French-den in nichts nach.

»Geben wir dem Hafen einen Namen«, sagte Croß. »Seht diesen Felsen an, der sieht aus, als hätte ein Bildhauer einen Bären meißeln wollen. Nennen wir den Hafen also Bear-rock-harbour!«

»Einverstanden«, sagten die anderen.

Am Nachmittag stiegen Doniphan und Wilcox auf den Bear-rock, um eine möglichst weite Aussicht über die Bai zu haben. Doch sahen sie auch von hier oben weder ein Schiff noch eine Insel im Osten. Der weißliche Fleck, den Briant seinerzeit im Nordosten entdeckt haben wollte, war jetzt nicht zu erkennen. Nach dem Abendessen wurde die Frage der Rückkehr erörtert.

»Der Weg nach French-den ist weit, gehen wir also so bald wie irgend möglich zurück«, sagte Webb.

»Wenn wir dann nach hier zurückkehren, nehmen wir am besten die Jolle, dann segeln wir über den See und können abkürzen. Das hat Briant so gemacht, warum sollten wir es nicht genauso machen?«

»Bin ich auch dafür!« stimmte Webb seinem Freund Wilcox zu.

»Wie denkst du darüber?« fragte Croß Doniphan. Doniphan überlegte eine Weile.

»Ich bin an sich schon für die Jolle, aber dann müßten wir Moko mitnehmen, denn nur er beherrscht das Fahrzeug.«

»Puh, das dürfte schwierig sein.«

»Weshalb? Steht es mir nicht ebenso wie Briant zu, Befehle zu erteilen? Übrigens handelt es sich nur um die Fahrt über den Family-lake.«

»Er muß uns einfach hinüberbringen, wie sollen wir denn sonst unser gesamtes Material hierher schaffen?«

»Und wenn uns Briant die Jolle nicht überläßt?«

»Das werden wir sehen. Er hat kein Recht, uns die Jolle vorzuenthalten.«

»Aber immerhin ist er das gewählte Oberhaupt der Kolonie!«

»Quatsch nicht. Entscheiden wir lieber, wann wir nach French-den zurückkehren sollen.«

»Am besten schon morgen!«

»Nein«, antwortete Doniphan, »ich möchte erst noch das Land jenseits der Bai untersuchen, um auch den nördlichen Teil der Insel kennenzulernen. In 48 Stunden können wir bis zur äußersten Nordspitze kommen und wieder zurück sein. Vielleicht gibt es dort eine Insel oder Festland, das unser François Baudoin übersehen hatte. Es scheint mir unklug, sich hier festzusetzen, bevor wir die Insel nicht bis ins kleinste Detail kennen.«

Die anderen stimmten diesem Vorschlag zu. Am Morgen des 14. Oktober brachen sie auf. Ohne den Küstenstreifen zu verlassen, wanderten sie nach Norden. Das Frühstück wurde auf Mittag

verschoben. An der Raststelle mündete ein weiterer Rio ins Meer.

»Seine Richtung läßt eindeutig erkennen, daß er nicht in den Family-lake fließt. Taufen wir ihn North-creek, da er doch eher ein Bach ist als ein Fluß.«

Mit dem Halkett-boat setzten sie über. Unterwegs schossen Doniphan und Croß Wild, doch beide gingen mit ihrer Munition sparsam um, sie wußten, daß sie ihre Vorräte rationieren mußten. Auch in diesem Inselteil wuchs alles üppig und wild durcheinander, vor allem fielen Tausende und aber Tausende von Buchen auf.

»Nennen wir diese Gegend einfach Beech-forest, einverstanden?«

Wilcox trug die neuen Namen in die Karte ein. Am Abend hatten sie insgesamt 14 km zurückgelegt.

»Noch einmal so weit, dann haben wir die Nordspitze erreicht.«

»Aber jetzt wird erst einmal gepennt, mich bringen keine 20 Gäule von hier weg«, brummte Webb.

Am anderen Morgen, nach einer ruhigen Nacht, wurde der Marsch fortgesetzt.

»Beeilen wir uns, es scheint ein Unwetter zu geben.«

Der Himmel verdunkelte sich zusehends, der Wind frischte auf, schon wehten die ersten Böen durch den Buchenwald. »Hoffentlich regnet es nicht, alles andere ist halb so schlimm, wir können ja im Wald Schutz suchen.«

Keine Viertelstunde später brauste der Sturm mit unerhörter Gewalt über die Insel. Die Buchen wankten bedrohlich, hie und da krachte es bereits, Äste stürzten zu Boden, und es hagelte Blätter.

»Auf gehts, weiter!« ermahnte Doniphan seine Kameraden.

Gegen 20 Uhr, es war bereits dunkel geworden, der Sturm hatte nicht im geringsten nachgelassen, war die Brandung des Meeres hörbar, ein Beweis, daß auch hier ein Klippengürtel die Insel Chairman einschloß.

Erschöpft erreichten die Kinder das Ufervorland der nördlichen Küste. Plötzlich blieb Wilcox wie gebannt stehen! Mit der Hand wies er auf einen schwärzlichen Punkt nahe des Riffs.

»Ein Seetier?« flüsterte Wilcox.

»Vielleicht ein toter Wal«, sagte Webb leise.

Nach einer kurzen Pause sagte Doniphan:

»Nein, es ist ein Boot, das wahrscheinlich vom Sturm an die Klippen gespült wurde.« Da schreckte Doniphan zusammen. Neben dem Boot lagen 2 Körper!!

Waren es 2 Leichen? Waren es Überlebende eines Schiffbruches? Woher kam dieses Boot?

Während vom Meer her ein fürchterlicher Sturm über die Insel tobte, saßen die Kinder unter einem Baum und unterhielten sich über diese mysteriöse Entdeckung. Mit einem Mal glaubten sie Stimmen zu hören, Hilferufe vom Strand her. Wie viele Menschen waren an Land gespült worden? Waren sie vor irgend jemandem auf der Flucht? Aber sie

hatten sich getäuscht, sie waren Halluzinationen erlegen.

»Versuchen wir zu schlafen, sonst wird es eine schreckliche Nacht werden!«

Aber keinem gelang es, einzuschlafen, sie waren viel zu aufgeregt, außerdem froren sie erbärmlich in ihren Decken. Sie lauschten, wenn der Sturm für einen Augenblick nachließ, aber sie hörten nichts. Die Hilferufe hatten sie sich lediglich eingebildet.

»Wenn es wieder hell wird, gehen wir hinunter und begraben die beiden Leichen«, sagte Doniphan.

»Eine endlose Nacht«, zischte Webb ängstlich.

»Hätten wir doch nur eine Uhr bei uns, dann könnten wir uns besser orientieren, aber so ist es zermürend!«

»Wir haben ja eine Uhr bei uns, aber die ist stehengeblieben!«

»So ein hanebüchener Mist«, fluchte Croß in seine Decke. Der Sturm ließ noch immer nicht nach. Da endlich — nach wieviel Stunden? — hellte sich der Horizont auf, es wurde langsam wieder Tag.

»Gehen wir zum Strand hinunter!«

Die Kinder schleppten sich mühsam gegen die heftigen Sturmböen zum Strand. Sie mußten sich aneinander festhalten, um nicht umgeworfen zu werden. Plötzlich schrie Wilcox auf. Die beiden Körper waren verschwunden!

Doniphan und Wilcox untersuchten jetzt den Strand nach Fußspuren, aber sie entdeckten nichts, die Ebbeströmung hatte sie jedenfalls verwischt.

»Also doch keine Leichen!«

»Wo können sie sein?«

»Das Meer hat sie wieder hinausgespült«, sagte Doniphan mit ausgestreckter Hand.

Doniphan kletterte auf den Klippenrand und schaute mit dem Fernrohr über das aufgewühlte Meer.

»Komisch, man müßte doch wenigstens die Leichen schwimmen sehen!«

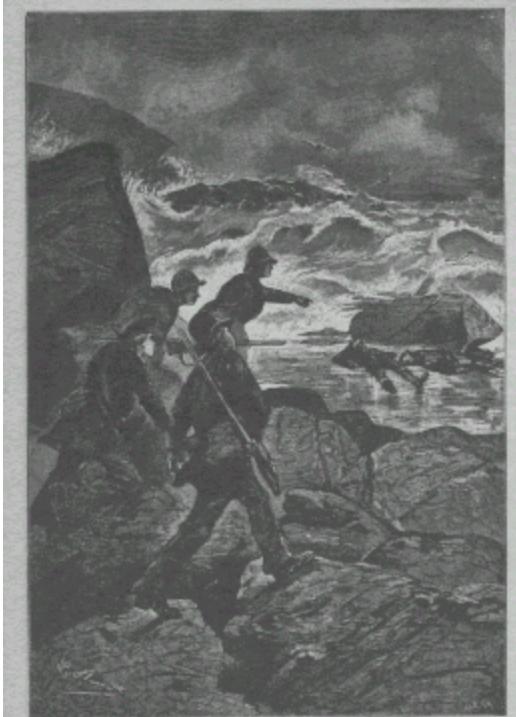
»Vielleicht sind sie untergegangen oder so weit hinausgeschwemmt worden, daß du sie nicht mehr wahrnehmen kannst.«

Sie waren ratlos. Auch das angespülte Boot war leer.

»Eine am Bug verdeckte Schaluppe. Die Planken der Steuerbordseite sind zerstört. Der Mast ist gebrochen. Kein Segel mehr.«

Am Heck zeigten 2 Namen das Schiff und den Heimathafen an:

Severn — San Franzisko



*Neben dem Boot lagen 2 Menschen!
Waren es Leichen? Woher kam diese Schaluppe?
Den Kindern stockte der Atem!*

Das Leben der jungen Kolonisten in French-den verlief eintönig wie immer. Briant machte sich schwere Vorwürfe, daß gerade unter seiner Regentschaft diese schmerzliche und vielleicht tragische Trennung der Gruppe erfolgen mußte. Mehr als einmal versuchte Gordon, seinen Kameraden zu trösten.

»Sie werden zurückkommen, ich bin sicher, daß sie dieses Abenteuer nicht lange durchhalten werden. Die Verhältnisse sind stärker als der Starrsinn Doniphans. Ich wette, vor Winterbeginn sind sie wieder hier!«

Briant schüttelte nur den Kopf, er glaubte nicht recht daran! Und wenn sie zurückkamen, waren dann die Schwierigkeiten aus der Welt geschafft? Die Streitereien würden sich vielleicht noch heftiger fortsetzen.

»Vor Winterbeginn sind sie wieder hier!« hatte Gordon gesagt. Rechnete er denn fest damit, noch einen weiteren Winter hier in dieser verdammten Einöde zu verbringen? Wollte er denn überhaupt nicht mehr zurück nach Neuseeland? Wann endlich kam ein Schiff vorbei und entdeckte das Ballonsignal am Gipfel des Auckland-hill?

Die Bemühungen, ein Boot zu entwerfen, mit dem man über das Meer hätte fahren können, scheiterten immer wieder. Da entschloß sich Briant, nach einigen Gesprächen mit Baxter, einen weithin

sichtbaren Drachen zu konstruieren, der das Ballonsignal ablösen sollte.

»Wir haben Leinwand und Hanfschnüre, wenn wir ihn stabil bauen, können wir ihn sehr, sehr hoch steigen lassen. Das erhöht unsere Chancen auf Rettung!«

»Was ist, wenn einige Tage nicht genügend Wind weht?« »Das ist selten der Fall! Und wenn, dann ziehen wir ihn eben ein.«

»Gut, Briant, versuchen wir es wenigstens, wenn ich auch sehr skeptisch bin.«

»Tagsüber kann er 90 km weit sichtbar sein, nachts hängen wir einfach eine unserer Signallaternen dran!«

»Mal sehen, 90 km scheinen mir etwas hochgegriffen, aber egal!«

Als das Vorhaben Briants und Baxters publik wurde, freuten sich vor allem Iverson, Jenkins, Dole und Costar; sie wollten mit diesem Drachen spielen, was ja für sie eine schöne Abwechslung gewesen wäre. Leider mußte ihnen Briant diese Illusion rauben.

»Doniphan und die anderen werden staunen, wenn sie plötzlich unseren Drachen am Himmel sehen«, sagte Service und lachte laut heraus.

»Kann man ihn denn von allen Punkten der Insel aus sehen?« fragte Garnett.

»Natürlich, bis weit draußen vom Meer sogar!«

»Auch in Auckland?« fragte der kleine Costar aufgeregt.

»Das leider nicht. Wenn ihn aber Doniphan sieht, kommt er mit seinen Leuten vielleicht wieder zurück.«

Briant konnte sich von dem Gedanken nicht freimachen, daß es ihm gelingen müsse, die Spaltung der Kolonie wieder zu kitten.

Während der nächsten Tage bauten Baxter und Briant am Drachen. Das Gerippe wurde aus zähen Rohren hergestellt. Auf dieses elastische Gestell ließ Briant dann ein mit Kautschuk durchtränktes Segel spannen, das vorher einmal zur Abdeckung der Oberlichtluken auf der *Sloughi* gedient hatte. Als Leine wurde eine hart gedrehte Schnur aus Hanf und Leinwand verwendet, die genügend strapazierfähig war. Sie sollte aus Sicherheitsgründen über eine sogenannte Bratspille des Schoners gewickelt werden, damit sich genügend Widerstand ergab. Für die Kleinen wurde dem Drachen ein bunter Schwanz angehängt.

Am 15. war die Arbeit beendet. Aufsteigen sollte er am Nachmittag des nächsten Tages.

Doch während der nächsten Tage wehte ein derartiger Sturm, daß es unmöglich war, den Drachen zu erproben. Es war derselbe Sturm, den Doniphan und seine Kameraden am Ufer der Nordküste erlebten.

»Heute ist der 17. Oktober. Ich möchte jetzt nicht mehr länger warten, lassen wir den Drachen endlich steigen.«

Nach dem Frühstück gingen alle zur Sportterrace, von dort sollte der Drachen gestartet werden. Es war jetzt 1.30 Uhr. Briant wollte gerade das Startzeichen geben, als er durch Phann

abgelenkt wurde, der plötzlich mit lautem Gebell zum Wald hetzte.

»Was hat er?«

»Hat er ein Raubtier gewittert?«

»Nein, da würde er ganz anders anschlagen.«

»Sehen wir nach!«

»Halt! Erst die Waffen holen!«

Jacques und Service rannten nach French-den zurück und holten einige geladene Gewehre.

»Auf geht's!« befahl Briant.

Briant, Jacques, Gordon und Service gingen zum Rand der Traps-woods. Phann saß vor einem Baum und knurrte leise. Die Kinder kamen näher und sahen eine menschliche Gestalt zwischen den Baumwurzeln liegen. Es war eine Frau, die wie tot dalag. Ihr Gesicht ließ Spuren schwerer Strapazen erkennen.

»Sie atmet, sie atmet«, flüsterte Gordon erregt. Jacques rannte sofort nach French-den zurück, um etwas Schiffs-zwieback und eine Flasche Brandy zu holen. Briant beugte sich über die Frau und flößte ihr einige Tropfen Brandy ein. Die Frau machte eine leichte Bewegung, dann öffnete sie langsam die Augen. Sie nahm das ihr von Jacques angebotene Stück Zwieback und aß es. Dann setzte sie sich vorsichtig auf und sagte in einwandfreiem Englisch: »Ich danke euch, vielen Dank!«

Eine halbe Stunde später hatte man die Frau nach French-den geschafft und in der Halle auf eine Matratze gelegt. Nachdem sie sich etwas erholt hatte, erzählte sie den um sie herumstehenden Kindern ihr Geschichte.

Sie war Amerikanerin, hieß Katherine Ready, kurz Kate, seit 20 Jahren als Hausangestellte der Familie William R. Penfield in Albany, der Hauptstadt des Staates New York, tätig. Vor einem Monat war sie zusammen mit der Familie Penfield nach San Franzisko gefahren, um sich von dort nach Chile einzuschiffen. John F. Turner war der Kapitän des Kauffahrteischiffes *Severn*, dessen Ziel Valparaiso hieß. 8 Schurken, die sich als Matrosen hatten anheuern lassen, zettelten eine Meuterei an und töteten den Kapitän, den Obersteuermann und Mr. und Mrs. Penfield. Die Schurken wollten das Schiff in ihre Hand bekommen, um in den Sklavenhandel einsteigen zu können, der in einigen Ländern Südamerikas florierte. Nur 2 Personen an Bord wurden von Walston und seinen Spießgesellen Brandt, Rock, Henley, Cork, Forbes, Cope und Pike verschont, nämlich Kate, für die sich Forbes, einer der harmloseren Burschen, eingesetzt hatte und noch ein Steuermann der *Severn*, ein 30jähriger Mann namens Evans, den sie wegen der Steuerung des Schiffes nicht entbehren konnten. Diese so unheimlichen Szenen hatten sich am 7. und 8. Oktober abgespielt, 300 sm vor der chilenischen Küste. Unter Todesandrohung wurde Evans gezwungen, Kurs auf Kap Hoorn zu halten, um an die Westküste Afrikas zu gelangen. Einige Tage später brach aus bisher unbekanntem Gründen an Bord ein Feuer aus. Walston und seine Genossen versuchten, den Brand einzudämmen, aber vergebens. Henley fand sogar den Tod. In einer Schaluppe verließen sie das Wrack der *Severn*. Da brach ein fürchterlicher

Sturm los, der sie zuletzt an diese Insel spülte. Evans und Kate lagen neben dem geborstenen Boot am Strand und glaubten bereits, daß die Schurken allesamt ertrunken wären. Aber diese Freude war zu früh. Plötzlich hörten sie Schritte. Es waren Walston, Brandt und Rock, die sich hatten retten können. Etwas weiter entfernt fanden sie noch Pike und Forbes. Auch Cope und Cork tauchten nach einer Weile auf. In der allgemeinen Verwirrung konnte Kate sich am Strand verstecken. Sie hörte folgendes Gespräch mit an.

»Verdammt! Wo sind wir?« fragte Rock.

»Blöde Frage, wie soll ich das wissen?« gab Walston zurück. »Gehen wir erst mal nach Osten. Morgen werden wir schon sehen, wie wir uns aus dieser Schlinge befreien können.«

»Und die Waffen?« fragte Forbes.

»Gerettet, ebenso die Munition.«

»Viel zu wenig, um sich eine Weile über Wasser halten zu können«, brummte Rock.

»Wo ist denn Evans?«

»Wird bewacht!«

»Und dieses Weibsbild?«

»Kate?« sagte Walston. »Ich habe sie über Bord gehen sehen, die ruht zwischen Korallen und kleinen Tierchen auf dem Meeresboden.«

»Das beruhigt mich, sie wußte von uns doch ein bißchen zuviel!«

»Stände sie noch hier, ich würde sie gleich abknallen!«

Kate hatte all dies mitangehört. Sie durfte jetzt nicht entdeckt werden, sonst war sie verloren.

Schon nach wenigen Minuten entfernten sich die Schurken, um vor dem Wüten des Sturmes im Wald Deckung zu suchen.

»Ich bin dann vom Strand fortgeschlichen und schließlich vor Erschöpfung dort am Baum, wo ihr mich gefunden habt, zusammengebrochen«, schloß Kate ihren Bericht. Die Kinder schwiegen lange.

»Bisher war hier alles still und friedlich«, sagte Briant nach einer langen Pause, »aber von jetzt an ist höchste Vorsicht geboten. 7 schwerbewaffnete Verbrecher sind auf der Insel Chairman. Sie werden nicht zögern, uns alle umzulegen, wenn sie uns erst entdecken. Irgendwann wird es zu einem Kampf zwischen ihnen und uns kommen, machen wir uns auf das Schlimmste gefaßt.«

»Und gerade jetzt sind Doniphan, Wilcox, Webb und Croß nicht da«, sagte Gordon. »Sie wissen nichts von diesen Schurken und werden ihnen geradewegs in die Hände laufen, dann allerdings kommen sie auch sehr rasch hierher nach Frenchden.«

»Ein Flintenschuß genügt, um sie auf uns aufmerksam zu machen!«

»Diese Burschen werden kein Mitleid mit uns haben, das ist nach Kates Bericht klar!«

»Wir müssen Doniphan und den anderen zu Hilfe eilen, bevor alles zu spät ist«, schlug Briant vor.

»Ja, wir müssen jetzt eine Einheit bilden!«

»Ich hole sie«, sagte Briant.

»Du, Briant?«

»Ich, Gordon!«

»Und wie?«

»Ich werde mich mit Moko auf der Jolle einschiffen und den East-river runtersegeln. Doniphan sagte ja, daß sie sich an der dortigen Küste ansiedeln wollten.«

»Wann willst du abfahren?«

»Noch heute abend, während der Dunkelheit ist es ungefährlicher, über den See zu setzen.«

»Soll ich dich begleiten, Bruder?« fragte Jacques.

»Nein, es ist ja kein Platz da, wenn wir die anderen mitbringen wollen.«

»Noch eins: den Drachen dürfen wir jetzt unter keinen Umständen steigen lassen, das würde unsere Höhle sofort verraten.«

»Da fällt mir ein«, beeilte sich Gordon hinzuzufügen, »auch den Signalballon müssen wir einholen, auch der ist ein Zeichen, daß hier Menschen leben.«

Bis zum Abend hielten sich alle in der Halle auf. Die Türen waren fest verriegelt. Kate hörte nun die Geschichte ihrer Abenteurer. Sie staunte nicht schlecht, wie gemütlich die Jungen sich in dieser Einöde eingerichtet hatten. Fortan wollte sie bei ihnen bleiben und für sie sorgen.

»Nennen wir Kate Freitagine«, schlug Service vor, der sofort an seine Lieblingslektüre denken mußte. »Jene Schurken entsprechen völlig den Wilden der Robinsone. Aber wir werden sie ebenso erledigen wie damals Robinson.«

»Hoffentlich täuschst du dich nicht ebenso wie seinerzeit mit deinem flotten Renner!«

Um 20 Uhr waren die Vorbereitungen für die schwierige Expedition beendet. Moko und Briant schifften sich ein. Jeder hatte einen Revolver und ein Jagdmesser bei sich. Mit Sonnenuntergang hatte sich eine steife Brise erhoben, die die Fahrt wesentlich erleichterte. Nach 2 Stunden landete die Jolle an der gleichen Stelle wie damals, man mußte jetzt nur noch an der Seeküste entlangrudern, um zur Riomündung zu kommen. Plötzlich packte Briant Moko am Arm. Wenige 100 Schritte vom rechten Ufer des East-river schimmerte ein Feuer durch die Dunkelheit. War das Walston oder Doniphan? »Setze mich aus, Moko«, sagte Briant leise. »Soll ich dich nicht begleiten, Briant?« »Laß nur, ich gehe allein!«

Die Jolle legte am Ufer an, Briant sprang an Land. Das Jagdmesser in der Hand, den Revolver im Gürtel, schlich er vorsichtig über die Uferböschung in den Wald. Da hörte er plötzlich ein Geräusch, im gleichen Augenblick brüllte ein ausgewachsener Jaguar. »Zu Hilfe! Hierher!«

Briant erkannte Doniphans Stimme. Die anderen waren am Lagerfeuer geblieben. Doniphan wurde von dem Raubtier umgeworfen. Da tauchte Wilcox im Dickicht auf, das Gewehr im Anschlag und bereit, Feuer zu geben.

»Nicht schießen!« schrie Briant.

Noch ehe Wilcox ihn richtig erkennen konnte, stürzte sich Briant auf die Bestie und hieb mit aller Kraft sein Messer hinein. Der Jaguar stürzte zu Boden und verendete in seinem Blut. Jetzt waren

auch Croß und Webb am Tatort erschienen. Sie erkannten Briant, der von einem Tatzenschlag an der Schulter verletzt war.

»Wie kommst du denn hierher?« fragte Wilcox.

»Erzähl ich euch später. Kommt!«

»Du hast mir das Leben gerettet«, sagte Doniphan und schüttelte Briant die Hand.

»Nicht der Rede wert, du hättest an meiner Stelle ebenso gehandelt!«

Während Wilcox die Schulterwunde mit einem Taschentuch provisorisch verband, berichtete Briant seinen Kameraden, was in French-den vorgefallen war.

»Also sind jene Männer, die wir für Leichen hielten, noch am Leben und irren jetzt auf der Insel herum«, sagte Doniphan.

»Aus mit unserer Sicherheit!« brummte Wilcox.

»Aah, jetzt verstehe ich erst: deshalb hast du Wilcox befohlen, nicht zu schießen, den Schuß hätte man hören können!«

»Ja, ich mußte wohl oder übel mein Jagdmesser benutzen, sonst hätten wir die Schurken der *Severn* auf dem Hals.«

»Ach, Briant, du bist so viel besser als ich«, sagte Doniphan aufrichtig und mit Tränen in den Augen.

»Bitte, Doniphan, versprich mir, wieder mit zurück nach French-den zu kommen, wir brauchen jetzt dich und alle anderen!«

»Rechne auf mich. In Zukunft werde ich mich keinem deiner Befehle mehr widersetzen.«

»Wann gehen wir zurück?«

»Sofort«, schlug Briant vor, »wir müssen unbedingt die Dunkelheit ausnützen.«

»Aber wie denn?«

»Moko wartet am Ufer mit der Jolle. Wir wollten gerade den East-river hinunterfahren, als ich den schwachen Schein eures Feuers wahrnahm. Aber da wußte ich noch nicht, ob Walston oder Doniphan.«

»Du kamst gerade zur rechten Zeit!«

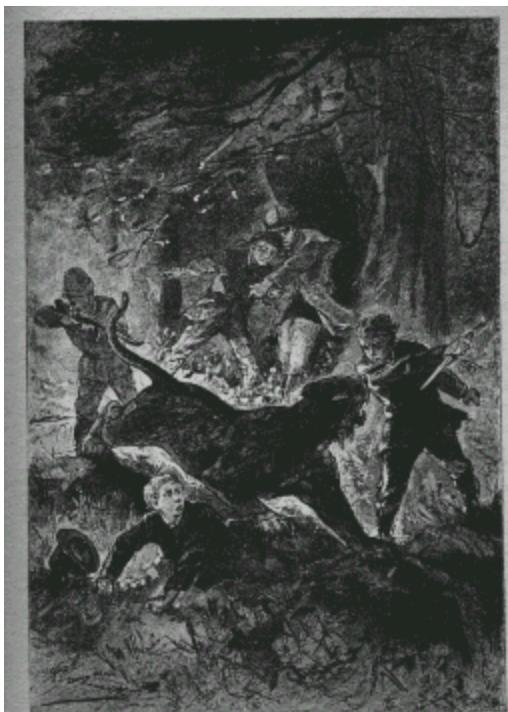
»Richtig, um dich und die anderen nach Frenchden zurückzuholen, denn ab jetzt herrscht höchste Alarmstufe. Walston und seine Kumpane schrecken vor nichts zurück, das haben wir von Kate gehört. Sie machen gnadenlos von ihren Schußwaffen Gebrauch.«

»Na, Gott sei Dank schieße ich auch nicht schlecht. Soll mir einer nur vor die Kanone laufen.«

»Sag, Doniphan, warum habt ihr eigentlich hier und nicht an der Mündung des East-river übernachtet?«

»Nachdem wir an den Severn-shores übernachtet hatten, waren wir zum Hafen des Bear-rock zurückgegangen. Am nächsten Morgen sind wir dann, wie abgemacht, zum See hinaufmarschiert, von wo wir dann zu euch zurückkommen wollten.«

»Auf gehts, fahren wir mit der Jolle über den See, damit wir zu Hause sind, bevor etwas passiert.«



*Noch ehe Wilcox ihn richtig erkennen konnte,
stürzte sich Briant auf die Bestie
und stieß mit aller Kraft zu.*

Die Kolonie war also wieder vollzählig, ja sogar um ein Mitglied gewachsen. Von jetzt an herrschte unter den Kindern wieder volles Einverständnis. Doniphan hatte den Ärger verwunden, nicht Oberhaupt von French-den zu sein, aber was bedeutete ein solcher Posten angesichts der drohenden Gefahr! Auch Wilcox, Webb und Croß ordneten sich willig der Gemeinschaft unter. Da sich Doniphan mit Briant ausgesöhnt hatte, sahen auch sie keinen Grund zum Widerstand gegen die Kameraden mehr. French-den war ernstlich bedroht!

Walston und Konsorten würden die Insel nach Spuren menschlicher Behausung absuchen. Wußten sie erst, daß sich hier nur einige Jungen aufhielten, die sich nach und nach alles Lebensnotwendige erarbeitet hatten, sie würden keinen Moment zögern, die Kolonie auszurotten. Ihnen mußte natürlich daran gelegen sein, Mittel und Wege zu finden, die Insel so rasch wie irgend möglich zu verlassen.

Die Kolonisten mußten sich jetzt radikalen Vorsichtsmaßnahmen unterwerfen, sie durften sich nicht mehr vom Rio Sealand entfernen und auf dem Family-lake nicht mehr rudern.

»Habt ihr auf eurem Rückweg von den Severn-shores zum Bear-rock nichts Verdächtiges bemerkt, was auf die Anwesenheit der Schurken schließen läßt?«

»Nichts«, antwortete Doniphan.

»Dann scheint es sicher, daß Walston nach Osten gezogen ist«, bemerkte Gordon.

»Schon möglich, aber er hat dann an der Küste wandern müssen, während wir direkt durch den Beechs-forest gekommen sind. Nehmt die Karte zur Hand! Da seht ihr, daß die Insel oberhalb der Deception-Bai einen starken Bogen macht. In diesem Gebiet könnten die Schurken sich gut verstecken, ohne sehr weit von der gestrandeten Schaluppe zu sein. Halt! Da fällt mir etwas ein! Vielleicht kann uns Kate sagen, wo die Insel Chairman liegt!«

Gordon hatte diese Frage an Kate bereits vor Stunden gestellt, auch sie wußte nichts. Nach dem Brand auf der *Severn* und nachdem Steuermann Evans die Schaluppe übernommen hatte, war er bemüht gewesen, die Küste Amerikas zu erreichen.

»Ich nehme an, daß unsere Insel nicht weit vom amerikanischen Festland entfernt liegt, aber mehr weiß ich leider auch nicht«, sagte Kate etwas traurig.

»Kombinieren wir weiter: die verschiedenen Inselgruppen vor der Küste liegen ziemlich nahe beieinander. Also werden Walston und die anderen versuchen, irgendein Boot zu bauen oder sogar ihre Schaluppe wieder seetüchtig zu bekommen. Demnach liegt ihnen natürlich daran, auf dem nördlichen Teil der Insel zu bleiben.«

»Nur vorausgesetzt, daß er keine Spuren deines Ausfluges entdeckt, Doniphan!«

»Welche Spuren denn? Vielleicht ein Häuflein Asche? Was sollten sie daraus schließen!? Daß die

Insel bewohnt ist? In diesem Fall werden sie sich verstecken!«

»Glaub ich auch, es sei denn, sie entdecken, daß die Bewohner dieser Insel Jungens sind! Verhalten wir uns also ruhig und vorsichtig, damit sie nicht herausbekommen, daß sie uns überlegen sind.«

»Allerdings wissen wir, mit dem Revolver umzugehen!«

»Unser Glück!«

»Doniphan, hast du während eurer Rückreise Flintenschüsse abgegeben?«

»Ausnahmsweise nicht, denn sonst kommt es mir ja aufs Pulver nicht so genau an! Wir waren mit eßbarem Wild so eingedeckt, daß es sich erübrigte.«

»Ich verbiete allen für die nächste Zeit das Schießen, kein Ausflug in die Traps-woods, wir leben ausschließlich von unseren Vorräten«, befahl Briant.

Der Oktober ging langsam zu Ende, ohne daß sich Walston durch irgend etwas verraten hätte. Hatten die Schurken die Schaluppe bereits wieder ausgebessert und waren von hier abgefahren? Kate erinnerte sich, daß sie im Besitz einer Axt und einiger starkklingiger Messer waren. An Holz fehlte es in der Nähe der Severn-shores nicht.

Doniphan und Baxter waren kurz einmal auf den Auckland-hill gestiegen, um von dort oben aus mit dem Fernrohr Ausschau zu halten. Aber keine Rauchsäule verriet die Anwesenheit der Schurken. Seit die Jagd eingestellt werden mußte, waren die Siedler ganz auf die Fallen und Schlingen

angewiesen; außerdem hatten sich die Tinamus und die Trappen auf dem Hühnerhof so vermehrt, daß einige guten Gewissens geschlachtet werden konnten. Zucker und Tee waren reichlich vorhanden, auch mit Öl hatte man sich bei der zurückliegenden Robbenjagd eingedeckt. Nur Brennmaterial mußte ab und an geholt werden, aber das bedeutete keine ernsthafte Gefahr für die Kolonie.

In jener Zeit machte Kate eine wichtige Entdeckung. Am Rande der Bog-woods standen einige Bäume, denen die Jungen bisher keine rechte Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Als Kate diese Bäume sah, rief sie: »Ah, das sind ja Kuhbäume!«

Dole und Costar kicherten sofort drauflos. »Kuhbäume?«

»Ich wußte nicht, daß Kühe auch Bäume fressen!«

»Nein, nein, ihr kleinen Papooses, diese Bäume geben Milch, deshalb nennt man sie Kuhbäume.«

Kate machte Gordon auf diese Entdeckung aufmerksam, der setzte sich sofort mit Service in Verbindung. Die beiden gingen zu den Kuhbäumen.

»Ein Einschnitt genügt, um den milchähnlichen Saft zu bekommen!«

»Dann können wir endlich auch einmal Käse herstellen.«

»Und, du wirst es nicht glauben, man kann daraus auch sehr schöne Kerzen drehen!« »Also melken wir diese Bäume.«

Nach einigen Einschnitten waren bald 2 Pinten reinen Kuhbaumsaftes gewonnen. Moko war glücklich, wieder einmal etwas Abwechslung in den Küchenzettel bringen zu können.

»So ein Dreck, daß wir nicht mehr allein sind! Welche Entdeckungen hätten wir noch machen können, wenn wir ungestört auf Ausflüge gehen könnten.«

»Abwarten, Doniphan, wie sich die Dinge entwickeln.«

Anfang November! Noch immer keine verdächtigen Spuren der Verbrecher! Doniphan hatte damals gesehen, wie zerborsten die Schaluppe der *Severn* am Strand gelegen hatte, er glaubte nicht daran, daß die Schurken die Insel schon wieder verlassen hatten. Allerdings hatten sie Steuermann Evans in ihrer Gewalt, der vielleicht wußte, daß Festland in der Nähe war. Sie würden möglicherweise auch mit einer notdürftig reparierten Schaluppe die Überfahrt wagen.

»Bevor die gewohnte Lebensweise wieder aufgenommen werden kann, müssen wir ganz sicher sein, daß keine Gefahr droht«, sagte Briant. Briant hegte insgeheim den Gedanken, selbst einmal zur Nordküste zu gehen, um nachzuschauen. Aber Gordon sprach sich jedesmal so entschieden gegen solche Kami-kaze-Unternehmen aus, daß Briant derartige Gedanken fallenließ. Da machte Kate eines Tages einen Vorschlag.

»Herr Briant, gestatten Sie mir, die Kolonie morgen mit Tagesanbruch zu verlassen?«

»Uns verlassen, Kate?«

»Sie können doch nicht immer in dieser schrecklichen Ungewißheit bleiben, ob Walston nun noch da ist oder nicht! Deshalb will ich zur Küste schleichen, um nachzuschauen, ob die Schaluppe noch am Strand liegt.«

»Sie wollen also ausführen, was wir uns die ganze Zeit verkniffen haben?«

»Herr Doniphan, für mich ist es nicht so gefährlich!«

»Und wenn Sie Walston in die Hände laufen, was dann? Sie haben ja mit eigenen Ohren gehört, was Ihnen blüht, wenn er Sie entdeckt, und da wollen Sie sich für uns opfern?«

»Nun, dann bin ich eben in der gleichen Lage wie zuvor.«

»Walston knallt Sie ab, ohne mit der Wimper zu zucken, das wissen Sie doch.«

»Ich bin schon das erste Mal entkommen, warum sollte ich nicht auch ein zweites Mal Glück haben? Vielleicht kann ich sogar mit Evans gemeinsam fliehen, das wäre für French-den doch wunderbar!«

»Wenn Evans eine Möglichkeit zur Flucht gehabt hätte, wäre er längst abgehauen.«

»Glaub ich auch, daß Evans fest bewacht wird und nicht fliehen kann. Er kennt ja die Absicht der Schurken und weiß, daß er bei der erstbesten Gelegenheit abgeknallt wird.« »Vielleicht hat er einen Fluchtversuch bereits mit dem Leben bezahlt, wer weiß!«

»Glauben Sie mir, meine Herren, ich werde aufpassen wie ein Schießhund!«

»Das überzeugt mich nicht. Wir müssen ein weniger gefährliches Mittel ersinnen, um ausfindig zu machen, ob Walston noch auf der Insel sein Unwesen treibt.«

Kate fügte sich den Bedenken der Jungen. Man versuchte deshalb, andere Möglichkeiten durchzuprobieren. Wiederholt waren Doniphan, Briant und Moko bei Dunkelheit mit der Jolle auf den Family-lake hinausgerudert, ohne aber auch nur ein Feuer oder eine Rauchsäule entdecken zu können, geschweige denn die Schurken selbst. Briant grübelte Tag und Nacht über eine Möglichkeit nach, sich über den Verbleib der Gangster Gewißheit zu verschaffen. Plötzlich kam ihm eine verwegene Idee, die er anfangs gar nicht auszusprechen wagte. Viele Male hatten sich einige der Kinder zum Gipfel des Auckland-hill begeben, jedesmal ohne den geringsten Erfolg. Man mußte sich irgendwie noch höher erheben können, um eine bessere Sicht zu haben. Wir wissen, daß das Drachenprojekt seinerzeit unterbrochen worden war. Die Jungen hatten nach der Auffindung Kates auf dieses Unternehmen verzichtet, denn ein solcher Apparat wäre ja weithin sichtbar gewesen. Wie aber, wenn man diesen Drachen für kurze Zeit als Aussichtsplateau benutzte?! Briant erinnerte sich, in einer englischen Zeitschrift gelesen zu haben, daß gegen Ende des letzten Jahrhunderts eine Frau so kühn gewesen war, sich mit einem Drachen in die Lüfte hinaufzuwagen. Konnte man das nicht auch probieren? Daß es ein lebensgefährliches Unternehmen war, kümmerte ihn augenblicklich

nicht. Das Risiko war gegenüber den möglichen Erfolgen verschwindend gering. Man mußte eben nur alle möglichen Sicherheitsvorkehrungen zuvor treffen, dann würde dieser tollkühne Versuch gelingen. Briant zweifelte nicht an seinem guten Stern. Der Start mußte nachts erfolgen, so konnte man vielleicht mit dem Fernrohr den Schein eines Lagerfeuers ausfindig machen. Briant setzte also seine Kameraden von seiner Idee in Kenntnis. »Ich möchte den Drachen, den wir vor einiger Zeit gebaut haben, benützen.«

»Was meinst du damit?« fragte Wilcox kopfschüttelnd. »Ich setze voraus, daß wir ihn zu diesem Zweck angefertigt haben!«

»Am hellichten Tag willst du den Drachen steigen lassen?«

»Nein, Baxter, natürlich nachts, damit ihn Walston nicht erkennen kann.«

»Wenn du eine Laterne dran hängst, wird er ihn aber wahrnehmen.«

»Dann hänge ich eben keine Laterne dran.«

»Wozu denn das Ganze?« fragte Gordon unruhig. »Ich möchte wissen, ob die Mannschaft vom *Severn* noch hier ist!«

Briant erläuterte nun sein Projekt. Seine Kameraden hörten aufmerksam zu, keiner fand diese Idee komisch oder zu wagemutig, sie wußten, daß sie in einer so deprimierenden Lage zu ausgefallenen Dingen greifen mußten. Außerdem lebten sie seit über einem Jahr in permanenter Gefahr!

»Wie steht es aber mit dem Gewicht eines von uns im Vergleich zum gebauten Drachen?«

»Wir werden ihn vergrößern müssen, das ist klar.«

»Kann denn der Luftwiderstand so groß sein?«

»Sicher!«

»Das ist bewiesen. Ich habe von einem solchen Projekt gelesen, damals schwebte eine Frau in den Lüften. Alles hängt von den Größenverhältnissen des Apparates und von der Windstärke ab.«

»Ich habe es gründlich satt«, entrüstete sich Service plötzlich, »hier in French-den festzuhocken, nur weil ein paar Wildwesthelden hier gestrandet sind. Machen wir uns an das von Briant erdachte Projekt!«

»Service hat recht, ich möchte endlich wieder einmal mit der Flinte schießen, sonst verlerne ich es noch, wenn es darauf ankommt.«

Als Briant mit Gordon allein war, wurde er von ihm gefragt : »Ist denn das dein Ernst?«

»Gordon, ich will es versuchen!«

»Und wer setzt dabei sein Leben aufs Spiel?«

»Wird sich zeigen!«

Der erste Versuch bewies, daß der Drachen in seiner jetzigen Größe einen 20 Pfund schweren Sack aufhob. Eine von der *Sloughi* herübergeschaffte Waage bestimmte dieses Gewicht sehr genau. Baxter verstärkte nun in erster Linie die Rohrstäbe, dann verlängerte er das gesamte Gestell und erweiterte den geteerten Leinwandbezug. Wären Baxter und Briant besser in der Mechanik bewandert gewesen, hätten sie die Grundprinzipien — das Gewicht, die Oberfläche, den Schwerpunkt und den Luftwiderstand — genauer beachten können. So peilten sie doch manches mehr oder weniger exakt über den Daumen.

»Um die Gefahr eines möglichen Absturzes zu verringern, machen wir den Aufstieg am besten über dem See. So bricht sich wenigstens der mutige Flieger nicht die Knochen.«

»Und er kommt leicht wieder an Land!«

»Wie hält sich der Flieger eigentlich fest?«

»Wir bauen eine Gondel aus dem üblichen Rohrgeflecht, das hält das Gewicht gut aus.«

Am Morgen des 5. hatte man die Arbeit begonnen, am Nachmittag des 7. war sie beendet. Noch am Abend sollte ein Probeaufstieg stattfinden.

Während der letzten Tage hatte sich die Lage der Kolonie nicht verändert. Wiederholt waren einige Jungen stundenlang am Steilufer gelegen,

um die Umgegend besser beobachten zu können. Aber sie konnten nichts Verdächtiges wahrnehmen, keine Rauchsäule, keinen Flintenschuß. Hatten sich die Gangster doch verzogen? Hatten sie die Schaluppe ausbessern können?

»Bevor wir unseren Ballon steigen lassen, muß noch eine wichtige Frage geklärt werden: wie kann der Flieger sich mit den anderen unten im Notfalle verständigen?«

»Ein Lichtsignal ist ausgeschlossen, das kann man sehen!«

»Ich hab's«, sagte Briant, »wir fertigen einen Bindfaden mit einer Bleikugel an; wenn der Flieger etwas entdeckt hat, läßt er die Kugel einfach nach unten sausen, dann wissen die anderen Bescheid. Das alles geht lautlos und sicher vor sich!«

»Einverstanden!«

In der Mitte der Sport-terrace war eine Winde von der *Sloughi* aufgestellt, daran sollte der Ballon hoch- und heruntergelassen werden. In die Gondel hatte Briant einen Sack mit Erde gelegt, der genau 130 Pfund und damit mehr wog, als der schwerste seiner Kameraden.

»Achtung!« rief Briant.

»Wir sind fertig!« antwortete Doniphan.

»Los!«

Der Apparat stieg langsam hoch, er knarrte ein wenig unter dem Druck des Windes und neigte sich bedrohlich zur Seite.

»Nachlassen! . . . Schnur nachlassen!« rief Wilcox.

Der Drachen stieg weiter in die Höhe. Obwohl es eine fahrlässige Unklugheit war, schrien die Kleinsten doch vor Freude über den geglückten Probeflug. Langsam verschwand der Drachen in den niederhängenden Wolken.

»Laßt die Schnur ganz abrollen!« befahl Briant.

Nach einigen Minuten empfahl Briant, man solle den Drachen wieder herunterholen. Auch die Landung, sonst immer schwieriger als der Start, klappte gut. Der Drachen legte sich sanft und ohne an einer Stelle zu brechen auf den Boden. Am folgenden Tag, dem 8. November, sollte der richtige bemannte Start erfolgen.

»Laßt uns zurück nach French-den gehen«, schlug Gordon vor.

»Einen Augenblick«, antwortete Briant, »ich habe einen Vorschlag!«

»Schnell, wir müssen zurück, bevor es Mitternacht ist.«

»Wir haben den Drachen eben ausprobiert! Alles hat geklappt, die Windverhältnisse sind ausgezeichnet! Wissen wir aber, wie das Wetter morgen ist? Deshalb schlage ich vor, die Gunst der Stunde zu nützen, und schon heute nacht, jetzt gleich, den bemannten Versuch zu starten.«

Die Kameraden stimmten zu.

»Wer wird aufsteigen?«

»Ich!« rief Jacques sofort.

»Ich!« . . . Ich!«

Von allen Seiten kamen die Angebote.

»Laß mich es wagen, Bruder, mir kommt diese schwere Aufgabe am ehesten zu, du weißt es!«

»Und warum?« wollte Doniphan wissen.

»Weil es meine Pflicht ist! « stieß Jacques hervor.

»Deine Pflicht, was heißt das!«

»Nun also, Bruder, wie steht es?« drängte Jacques, der den Fragen seiner Kameraden ausweichen mußte.

»Antworte, Briant«, sagte Doniphan, »wie kommt es, daß Jacques behauptet, ein Recht auf diesen Flug zu haben? Was hat er getan, daß er so redet?«

»Was ich getan habe?« antwortete Jacques zaudernd. »Was ich getan habe, das . . . will ich euch . . .«

»Jacques, ich bitte dich!« rief Briant, aber er konnte das Geständnis seines Bruders nicht mehr verhindern.

»Gordon, Doniphan, ihr alle, die ihr hier auf der Insel gefangen seid, es ist meine Schuld . . . wenn ihr eure Eltern nicht mehr wiedersehen werdet ... ich habe es getan . . . daß die *Sloughi* aufs Meer hinausgetrieben wurde . . . kam daher, daß ich ... aus einer verrückten Laune, einer irrsinnigen Spielerei . . . aus Unverstand die Taue kappte, die sie mit dem Quai von Auckland verband. Ich habe den Verstand verloren, ich weiß nicht, warum ... ich es tat ... als ich zu mir kam, war es bereits zu spät. Verzeihung, meine Freunde, ich bitte euch alle inständig um Verzeihung!«

Danach brach er zusammen; sofort bemühte sich Kate um ihn.

»Jacques, du hast deinen Fehler gestanden«, sagte Briant ruhig, »und jetzt willst du alles daran setzen, ihn wieder etwas wettzumachen.«

»Das hat er schon längst getan«, mischte sich da Doniphan ein, »hat er nicht mehrmals sein Leben für uns alle aufs Spiel gesetzt? Jetzt verstehe ich dich auch, Briant, daß du deinen Bruder immer vorgeschickt hast, wenn es um die Erledigung eines besonders heiklen Unternehmens ging. So wagte sich Jacques seinerzeit auch auf den dicht vernebelten See hinaus, um Croß und mich zu suchen!«

Jetzt also wußten es alle! Der lustigste Junge der Pension Chairman hatte die Taue gelöst, er war dafür verantwortlich, daß sie sich seit über einem Jahr hier in dieser Einöde befanden! Aber keiner dachte augenblicklich daran, Jacques mit Vorwürfen zu überschütten, sie drückten ihm lange die Hand und vergaben ihm von ganzem Herzen. Jacques selbst war übergücklich über die spontane Reaktion seiner Kameraden. Er stand wieder auf, wischte sich die Tränen aus den Augen und sagte :

»Ich werde nach oben steigen!«

»Nein, Jacques, ich werde steigen, ob dein Vergehen durch dich oder deinen Bruder Briant wettgemacht wird, das ist egal.«

Ohne sich auf weitere Debatten über dieses Thema einzulassen, bestieg Briant die Gondel und gab unverzüglich Befehl zum Aufsteigen.

»Laßt diesen Kasten los!« Der Apparat erhob sich langsam vom Boden. Baxter, Wilcox, Croß und Service bedienten die Winde, Garnett hielt den Signalbindfaden.

Nach 10 Sekunden war der Drachen im Dunkel der Nacht verschwunden. Diesmal begleitete kein Hurraruf die Fahrt. Briant hatte den Kindern befohlen, ganz still zu sein. Der Drachen stieg langsam, aber stetig höher hinauf. Die Brise über dem See wehte gleichmäßig. Briant verhielt sich vollkommen ruhig. Unter ihm war alles dunkel. Mit der einen Hand hielt er den Bindfaden mit der Kugel, mit der anderen hielt er das Fernrohr vor die Augen. See, Wälder und Steilufer bildeten nur eine verschwommene Masse, Einzelheiten waren nicht zu unterscheiden. Die Umrisse der Insel hingegen konnte er noch genau erkennen. Er bedauerte jetzt, daß er solche Manöver nicht bei Tage ausführen konnte, vielleicht sah man von hier oben das möglicherweise benachbarte amerikanische Festland oder aber eine der Inseln im Umkreis. Im Westen, Norden und Süden war der Himmel zu bewölkt. Nur im Osten war die Sicht einigermaßen frei. Briant schreckte plötzlich zusammen. »Dort! Das ist der Schein eines Feuers! Aber nein! Der Punkt war viel zu weitweg, er gehörte wahrscheinlich gar nicht mehr zur Insel. Aber was konnte es dann sein?«

Briant fiel ein, daß er damals einen weißlichen Punkt von der Deception-Bai aus wahrgenommen hatte.

»Ja, die Richtung stimmt, es war dort draußen. War dieser Fleck ein Gletscher? Dort im Osten muß Land sein, und zwar ziemlich nahe der Insel Chairman!«

Briant drückte sein Fernrohr fester ans Auge. Kein Zweifel, da draußen befand sich ein Vulkan!

Neben dem damals gesehenen Gletscher lag ein tätiger Vulkan. Die Entfernung konnte nicht mehr als 45 km betragen. In diesem Augenblick bemerkte Briant noch einen zweiten Lichtschein, der jedoch wesentlich näher lag. Dieser Schein stammte von dieser Insel!

»Jetzt steht es also fest: Walston und die anderen sind noch da, und zwar in der Nähe des Bear-rock.«

Briant durfte keine Minute länger oben bleiben, denn der Wind hatte merklich aufgefrischt. Er spannte den Faden und ließ die Kugel hinabsurren. Einige Sekunden später spürte er, wie der Drachen eingeholt wurde. Noch einmal erkannte er weit draußen eine Eruption des Vulkans, und weit näher den Schein des Lagerfeuers im Wald um den Bear-rock.

Die Kameraden warteten unten bereits mit größter Ungeduld, 20 Minuten war Briant in der Luft geblieben. Doniphan, Baxter, Wilcox, Service und Webb zogen mit vereinten Kräften an der Winde, sie mußten wegen des aufgekommenen Windes vorsichtiger sein als zuvor bei der Probefahrt. Plötzlich gab es einen Ruck! Die Kinder wurden zu Boden gerissen.

»Briant! . . . Briant!« schrien alle durcheinander.

Wenige Minuten später tauchte Briant am Ufer des Family-lake auf. Er war unverletzt. Aber der Drachen war von einer steifen Brise nach Nordosten geweht worden.

Für diese Nacht hatte Moko die Wache übernommen. Die anderen schliefen sehr lange, das gestrige Abenteuer hatte sie übermäßig ermüdet. Nach dem Frühstück setzten sich die Großen zu einem Gespräch über die Lage zusammen.

»Walston ist also noch da, ich habe es deutlich am Schein des Feuers gesehen!«

»Ihnen fehlen die nötigen Werkzeuge zum Reparieren der Schaluppe, sonst wären sie schon weg.«

»Aber so kaputt erschien mir die Schaluppe gar nicht«, sagte Doniphan. »Wäre unsere *Sloughi* nicht stärker demoliert worden, wir hätten nach einiger Zeit die Rückfahrt antreten können.«

»In keinem Fall denkt Walston daran, sich hier festzusetzen, das dürfte klar sein. Also wird er die Insel durchstreifen, um nach Werkzeugen und Material Ausschau zu halten.« »Und dann sind wir dran!«

»Sicher! Sie werden French-den finden.«

»Ich habe doch seinerzeit einen weißlichen Fleck von der Deception-Bai aus wahrgenommen«, unterbrach Briant diese Debatte, »als ich oben in der Gondel war, habe ich diesen Fleck wieder gesehen. Außerdem brach etwas daneben gerade ein Vulkan aus, ich sah es ganz deutlich am Widerschein der Wolken. Ich erkläre mit

Entschiedenheit, daß nach Osten hin in nicht allzu großer Entfernung Land liegt.«

»Wilcox und ich haben damals aber nichts dergleichen gesehen!« unterbrach Doniphan.

»Moko hat ihn auch gesehen«, beharrte Briant.

»Gut, gut! Du meinst also, daß wir nahe des Festlandes sind?«

»Der Lichtschein rührte von einem tätigen Vulkan her, der sich auf dem Festland befindet. Ich bin sicher, daß die Matrosen der *Severn* das auch wissen. Sie werden natürlich versuchen, dahin zu gelangen.«

»Klar! Hier haben sie ja auch nichts verloren!«

»Halten wir es jedenfalls wie bisher«, sagte Briant entschieden, »die Ausflüge bleiben prinzipiell untersagt, kein Schuß darf abgefeuert werden.«

»Auweia, da kann auch der stärkste Mann Angst bekommen. Walston braucht nur dem East-river bis zum See folgen, dann um ihn herumgehen, schon steht er vor unserer Tür. Ich werde kein Auge mehr zumachen können!«

»Apropos Tür. Tarnen wir die Eingänge von French-den mit Ästen und Zweigen, deckt auch die Stallungen etwas ab. Keiner betritt das Gebiet zwischen Family-lake und Auckland-hill.«

In jener schweren Zeit erlitt zu allem Unglück auch noch der kleine Costar einen Fieberanfall. Wäre nicht die gutmütige Kate gewesen, keiner der Jungen hätte mit den Medikamenten aus der Jacht-Apotheke etwas anfangen können. Aber Kate pflegte Costar nach und nach wieder gesund. Sie war wirklich unentbehrlich geworden. Sie sorgte

auch für die Wäsche, die Schuhe und die Ernährung.

Die ersten 14 Novembertage waren total verregnet. Erst vom 17. an stieg das Barometer wieder, und die Sonne schien. Die Jungen fluchten natürlich, daß sie nicht aus der Höhle herauskonnten. Doniphan hätte zu gern wieder Wild gejagt, Wilcox nach den Fallen gesehen. Die Tage vergingen langsam. Alle waren entmutigt. Zudem wußten sie um die ihnen drohende Gefahr, das machte sie reizbar und nervös.

Am 21. November gegen 14 Uhr wurde der am Ufer des Family-lake angelnde Doniphan, er hatte die Erlaubnis Briant schwer genug abgerungen, von einem Schwarm wild aufliegender Vögel aufgeschreckt. Sie zogen immer engere Kreise über einem ganz bestimmten Punkt, dann stürzten sie mit wildem Gekrächze hinunter. Sofort rannte Doniphan nach French-den und bat Moko, ihn mit der Jolle über den Rio Sealand zu setzen. Briant willigte ein. Sie bestiegen das Boot und gingen 10 Minuten später drüben an Land. Im Wald entdeckte Doniphan den noch warmen Kadaver eines jungen Guanakos.

»Ganz frisch.«

»Hier ist die Einschußstelle.«

»Dieses Kaliber hier ist besonders auf Schiffen üblich, das zeigt die Kugel deutlich. Sie stammt also wahrscheinlich von Walston oder einem seiner Kumpane.«

»Okay! Hauen wir wieder ab, bevor es Stunk gibt.« Sie überließen den Kadaver wieder den Vögeln, schlichen zum Ufer des Rio, setzten lautlos

über und rannten eilig nach French-den. Briant und Gordon erwarteten sie mit Unruhe.

»Schaut mal her, keiner hat von uns in letzter Zeit einen Schuß abgegeben, also stammt die Kugel von den Gangstern. Moko bestätigte mir, daß derartige Kaliber auf Schiffen üblich sind.«

»Der Schuß muß vor etwa 5 bis 6 Stunden abgefeuert worden sein, das Guanako war noch warm.«

»Jetzt ist es also soweit. Die Matrosen sind in unmittelbarer Nähe unserer Behausung. Bereiten wir uns auf einen Großangriff vor, ladet die Waffen, stellt sie unter die Fenster.«

In den nächsten Tagen blieb noch alles ruhig. Nachts wurden schwerbewaffnete Wachen aufgestellt, French-den war so gut wie es eben ging mit Ästen und Zweigen getarnt, keiner durfte ohne ausdrückliche Erlaubnis Briants nach draußen. Auch in der Höhle hatten sich alle äußerst still zu verhalten. Am 24. gegen 9 Uhr hatten sich Briant und Gordon über den Rio Sealand begeben um zu erkunden, ob es ratsam sei, über den zwischen See und Sumpf verlaufenden Fußpfad eine Art Brustwehr aufzuschütten. Hier hätten dann die besten Schützen liegen können, wenn das Auftauchen Walstons rechtzeitig genug bekanntgeworden wäre. Plötzlich stieß Briant beim Gehen auf einen harten Gegenstand. Er wollte schon weitergehen, weil er glaubte, es sei nur eine etwas größere Muschel. Aber Gordon bückte sich.

»Warte, Briant, warte doch!«

»Was ist los?«

»Da schau her, eine Pfeife.«

»Von uns raucht keiner! Also wieder ein Zeichen für die Anwesenheit der Matrosen von der *Severn*.«

»Oder sie hat dem schiffbrüchigen Franzosen gehört!«

»Nein, die wäre entschieden dreckiger. Diese Pfeife hat einer der Matrosen hier verloren.«

Briant und Gordon kehrten unverzüglich nach French-den zurück. Sie zeigten Kate die gefundene Pfeife.

»Ja, ich habe sie in den Händen Walstons gesehen!«

»Dann verdoppeln wir die Wachen«, bestimmte Briant. »Jeden Moment können die Ganoven hier auftauchen. Was uns dann blüht, wissen wir!«

»Verteilen wir die Munitionskästen auf alle Seiten gleichmäßig, legen wir die Gewehre griffbereit, jeder von uns soll sich einen Revolver umhängen.«

»Zu schade, daß Evans nicht hier ist; er würde euch alle gern tatkräftig unterstützen«, klagte Kate.

»Bringt die Jolle von draußen herein und legt sie in den Materialraum«, befahl Briant.

Nach einem Tag drückender Schwüle brach am Abend des 27. November ein schweres Unwetter über die Insel Chairman herein. Gewaltige Blitze spalteten unter tiefem, nicht endenden Donnern die Wolkendecke. Die Luft stand fast still, es regnete nicht. Nur Blitze und Donner wechselten sich ab. Der Himmel lag in grellem Rot, über dem See schien ein gewaltiges Feuer zu lodern. Erst gegen Mitternacht ließ die Kraft des Unwetters etwas nach. Da begannen die Stürme herüberzuwehen, kurze Zeit später prasselte der

Regen wie aus Kübeln herunter. Plötzlich knurrte Phann. »Was ist?« fuhr Briant auf.

»Phann täuscht sich nicht, das wissen wir. Irgend etwas stimmt also nicht.«

»Keiner geht raus. Stellen wir uns neben die Fenster.«

Alle griffen nach den Gewehren und Revolvern. Keiner hörte bis jetzt etwas Verdächtiges. Phann war noch immer unruhig, da bellte er laut, auch Gordon konnte ihn nicht mehr beruhigen.

»Scheiße, das hören die da draußen natürlich«, brummte Doniphan.

Plötzlich krachte ein Schuß.

»Ruhig, bleibt ruhig«, flüsterte Briant.

»Der Schuß wurde höchstens 200 Schritte von hier abgegeben.«

Jeder hatte den Finger am Abzug, jeder versuchte so unauffällig, wie es die Dunkelheit zuließ, nach draußen zu spähen. Plötzlich hörte man von draußen Hilferufe.

»Zu Hilfe! Kommt mir zu Hilfe!«

Die Stimme kam immer näher.

»Er ist es!« rief auf einmal Kate.

»Wer?« fragte Briant kurz.

»Laßt ihn herein! Öffnet schnell die Tür!«

Briant sprang zu der schon halb verbarrikadierten Tür und riß sie auf.

Ein völlig durchnässter Mann stürzte herein.

Es war Evans!

Evans verschloß sofort wieder die Tür und lauschte angestrengt nach draußen. Als er sicher war, seinen Verfolgern entronnen zu sein, ging er langsam in die Halle hinein.

»Aber das kann doch nicht wahr sein«, stotterte er, »nur Jungen, nichts als Jungen?!«

Da entdeckte er im Hintergrund Kate.

»Kate?! Sie leben noch?!«

»Ja, ich konnte entkommen! Ein Glück, Evans, daß Sie jetzt hier sind, um uns zu helfen.«

Evans schaute sich ungläubig im Kreise um.

»15 Jungen!«

»Sagen Sie, Master Evans, sind wir augenblicklich bedroht?« fragte Briant.

»Nein, im Moment nicht.«

»Was hat sich seit Kates Flucht ereignet?«

Die Jungen waren wieder hellwach, keiner dachte jetzt an Schlaf, sie wollten hören, was Evans zu berichten hatte.

»Entschuldigt, aber erst muß ich mich umziehen, ich bin klitschnaß. Außerdem habe ich volle 12 Stunden nichts mehr gegessen.«

Briant führte Evans nach hinten und händigte ihm einen passenden Matrosenanzug aus. Moko machte ihm inzwischen etwas zu essen.

»Die erste Nacht schliefen wir unter den Bäumen . . .«

»... an den Severn-shores; so haben wir diesen Küstenabschnitt getauft!«

»Am nächsten Morgen gingen wir zur Schaluppe zurück und versuchten, die zerstörten Planken auszubessern. Aber da wir nur eine Axt besaßen, war eine Reparatur unmöglich. Wir verließen also die Severn-shores, um einen Lagerplatz zu suchen und etwas Wild zu schießen. Wir brauchten Süßwasser. 18 km unterhalb der Küste erreichten wir einen Rio . . .«

»... den East-river!«

»Dicht dahinter lag eine weite Bucht. . .«

»... Deception-Bai!«

»Dort entdeckten wir auch einen natürlichen Hafen...«

»... der Hafen des Bear-rock!«

»Finde ich gut, daß ihr allen Punkten der Insel einen Namen gegeben habt. Also : an dieser Stelle wollten wir uns festsetzen. Walston schlug vor, die Schaluppe hierher zu bringen, um sie hier wieder seetüchtig zu machen. Das alles war ziemlich schwierig. Die Schaluppe liegt jetzt beim Bear-rock. Nur fehlen die nötigen Werkzeuge zur Reparatur.«

»Wir haben sie«, sagte Doniphan schadenfroh.»

Das vermutete Walston auch, nachdem er entdeckt hatte, daß die Insel bewohnt ist.«

»Aber wie hat er das herausgekriegt?«

»Ganz einfach. Vor 8 Tagen zogen Walston, seine Gefährten und ich quer durch den Wald um die Gegend auszukundschaften. Nach etwa 4 Stunden kamen wir an den Binnensee; und dort fanden wir einen angeschwemmten, seltsamen Apparat, ein Rohrgerippe mit Leinwandbespannung . . .«

»Unseren Drachen!«

»Ja, wir hatten einen Drachen konstruiert, der vom Wind weggetragen wurde!«

»Was es nun war, wußte keiner genau. Aber daß er auf dieser Insel hergestellt worden war, unterlag keinem Zweifel. Die Insel mußte also bewohnt sein. Aber von wem? Das wollte Walston natürlich wissen. Seit dieser Entdeckung versuchte ich, den Burschen zu entfliehen. Wer diese Bewohner auch immer sein mögen, sagte ich mir, schlimmer als diese Ganoven können sie nicht sein. Aber selbstverständlich wurde ich nun strenger als je zuvor bewacht.«

»Aber wie wurde French-den entdeckt?«

»Darauf komm ich gleich. Aber vorher möchte ich gern wissen, weshalb ihr diesen gewaltigen Drachen gebaut habt.«

»Wir wollten von einem sehr hoch gelegenen Punkt die Insel überschauen, um herauszufinden, ob Walston noch da ist. Briant und Baxter haben diesen Drachen mit der daran hängenden Gondel konstruiert, Briant wurde nachts hochgelassen.«

»Ah ja, sehr intelligent! Das konnte natürlich niemand wissen! Walston wollte auf jeden Fall Werkzeuge haben, um sein Boot zu reparieren. Waren die Bewohner Eingeborene, so konnte man sich mit ihnen vielleicht verständigen, waren es Schiffbrüchige, so besaßen sie möglicherweise jene Werkzeuge, die Walston fehlten. Er stellte also neue Nachforschungen an, allerdings höchst vorsichtig. Er durchkämmte langsam und sicher die Wälder am rechten Seeufer, doch weder ein

Mensch noch eine Behausung wurden gesehen. Kein Gewehrschuß wurde vernommen.«

»Klar, denn ich hatte strengste Anweisung gegeben, daß niemand French-den verläßt und keiner einen Schuß abfeuert!« sagte Briant stolz.

»Trotzdem hat er euch entdeckt! Auf die Dauer war das ja sowieso unumgänglich. In der Nacht vom 23. auf den 24. November gewahrte einer der Genossen Walstons einen Lichtschein. Ihr habt wohl einen Augenblick lang die Tür oder das Fenster offenstehen lassen. Am nächsten Tag schlich Walston selbst an diese Stelle und hielt sich die Nacht über nur wenige Schritte vom Rio entfernt im hohen Gras versteckt. . .«

»Wußten wir«, sagte Briant.

»Ihr habt es gewußt?!«

»Gordon und ich fanden dort eine kleine Tonpfeife, die Kate als das Eigentum Walstons identifizierte.«

»Stimmt! Walston hatte sie verloren, was ihn nachträglich sehr ärgerte. Jetzt also wußte er Bescheid. Walston hat einige von euch am Rioufer Spazierengehen sehen. 7 Männer gegen ein paar Jungen, das ist keine Schwierigkeit, sagte Walston nach der Rückkehr zu seinen Kumpels. Ich belauschte zufällig ein Gespräch zwischen ihm und Brandt, deshalb weiß ich, was gegen French-den geplant ist. . .«

»Diese Schweine«, entrüstete sich Kate, »sie hätten auch mit den Jungen kein Erbarmen gehabt.«

»Nein, Kate, nicht mehr als mit dem Kapitän und den Passagieren der *Severn*. Es sind ausgekochte

Gangster, angeführt vom schlimmsten unter ihnen, von Walston. Aber der wird seiner gerechten Strafe nicht entgehen, das schwöre ich.«

»Aber wie haben Sie es fertiggebracht, zu fliehen?« fragte Kate.

»Vor etwa 12 Stunden konnte ich mir die Abwesenheit Walstons und der übrigen zunutze machen. Bewacht wurde ich zu der Zeit nur von Forbes und Rock. Ich mußte sie auf eine falsche Fährte locken oder einen Vorsprung vor ihnen gewinnen. Gegen 10 Uhr rannte ich einfach weg, doch Forbes und Rock bemerkten es sofort. Mein Vorsprung war klein, hätten mich die Bäume und das Gras nicht so geschützt, sie hätten mir eine Kugel durch den Körper gejagt, so aber hatte ich genügend Deckung. Die Jagd dauerte den ganzen Tag. Ich stürmte zum linken Seeufer, da ich ja aus Gesprächen wußte, daß ihr dort am Ufer eines westwärts strömenden Rios haust. Niemals mußte ich so schnell und so lange laufen. Die Kugeln meiner Verfolger piffen mir nur so um die Ohren. Ihr müßt euch das vorstellen : Sie wußten, daß ich ihr Geheimnis kannte, daß ich es ausplaudern würde, sobald ich bei euch in Sicherheit wäre. Sie wußten, daß ihre Chancen dann entscheidend geringer sein würden. Hätten sie keine Gewehre besessen, ich wäre stehengeblieben und hätte mich mit meinem Matrosenmesser auf sie gestürzt. Lieber tot als noch einmal in ihre Gewalt kommen. Kate, Sie wissen ja, wie verderbt diese Hunde sind. Ich hatte die Seespitze bereits hinter mir, als dieses fürchterliche Gewitter losbrach. Das verschlimmerte die Lage, denn Forbes und Rock waren mir dicht

auf den Fersen und die grell zuckenden Blitze hätten mich leicht verraten können. Zum Glück sah ich plötzlich den Rio vor mir. Da krachte ein Schuß . . .«

»... .den wir gehört haben!«

»Ich schlug einen Haken, rannte noch einige Sekunden vorwärts und hechtete hinein. Mit wenigen Stößen war ich drüben und verbarg mich im Schilf. Da hörte ich Forbes und Rock. >Hast du ihn auch getroffen?< — >Na hör mal, wer bin ich denn? Der Bursche liegt schon auf dem Grund!< — >Gehen wir zurück< Sie verschwanden wieder im Wald. Ich kroch vorsichtig aus dem Schilf und schlich zum Steilufer hinüber. Da hörte ich Hundegebell! Ich rief um Hilfe. Wenige Augenblicke später war ich gerettet!«

Nach einer kurzen Pause fügte Evans hinzu: »Jetzt liegt es an uns, diesen Ganoven den Garaus zumachen!« Nach diesem ausführlichen Bericht erzählten Briant, Gordon und Doniphan abwechselnd, was sie auf der Insel Chairman erlebt hatten.

»Und seit 20 Monaten konnte kein Schiff gesichtet werden?« fragte Evans ungläubig. »Nein!«

»Hattet ihr irgendwelche Signale errichtet?«

»Auf dem höchsten Punkt des Steilufers einen Mast!«

»Den niemand gesehen hat!«

»Nein Master Evans, allerdings haben wir ihn vor 6 Wochen heruntergeholt, um Walstons Aufmerksamkeit nicht zu erregen.«

»Sehr gut. Aber er weiß ja, woran er jetzt ist. Wir müssen Tag und Nacht auf der Lauer liegen, damit wir einen Angriff abwehren können.«

»Haben wir überhaupt eine Chance?«

»Zählt auf mich, ich zähle auf euch! Wir werden es schon schaffen!«

»Vielleicht läßt sich ein Kampf vermeiden. Wenn Walston zustimmte, die Insel zu räumen . . .«

»Was heißt das?« fragte Briant.

»Walston und die anderen wären schon längst wieder abgesegelt, wenn sie ihre Schaluppe hätten reparieren können. So ist es doch, Master Evans?«

»Stimmt.«

»Vielleicht läßt er mit sich reden und wir überlassen ihm Material und Werkzeuge. Natürlich weiß ich, wie widerwärtig es ist, mit den Mördern der *Severn* zu sprechen, aber angesichts unserer Lage ... es würde wahrscheinlich viel Blut fließen!«

Evans hatte Gordon aufmerksam zugehört. »Ihr Vorschlag, Herr Gordon, ist nicht schlecht. Wir müssen versuchen, uns die Kerle so schnell wie möglich vom Halse zu schaffen. Wäre die Schaluppe fahrtüchtig und würden sie damit abhauen, ich wäre froh darüber. Doch wir können uns auf Walston nicht verlassen. Er bricht jedes Versprechen, das weiß ich so gut wie Kate. Würde man sich mit ihm treffen, um Ihren Vorschlag, Herr Gordon, auszuhandeln, Walston und die anderen würden uns gefangennehmen und French-den ausrauben, das versichere ich Ihnen. Er wittert zudem Geld bei euch. Jede Wohltat von eurer Seite würde mit einem Mord von seiner Seite beantwortet

werden! Sich mit ihm verständigen, heißt sich ihm mit Haut und Haaren ausliefern.«

»Machen wir keine gemeinsame Sache mit Walston, er kann uns gestohlen bleiben!« sagte Briant entschieden. »Und dann noch eins: sie brauchen natürlich nicht nur Werkzeuge, sondern auch Munition. Sie besitzen noch soviel, um einen Angriff gegen French-den ausführen zu können, aber dann ist Sense. Wollen Sie also den Mördern noch Kugeln aushändigen, damit sie weiterhin morden können?«

»Davon war ja nicht die Rede«, erwiderte Gordon, der einsah, daß sein Vorschlag illusorisch war. »Halten wir uns also in der Defensive und warten ab, was diese Burschen anfangen werden.«

»Es gibt aber noch einen Grund, warum Ihr Vorschlag schlecht ist«, sagte Evans seelenruhig.

»Und der wäre?«

»Walston kann die Insel nur auf der Schaluppe von der *Severn* verlassen. Sie ist leicht wiederherstellbar. Nehmen wir einmal an, Walston ließe sich auf Ihr Angebot ein, er würde also die Werkzeuge ausborgen, das Boot reparieren und sie Ihnen wieder zurückgeben. Was würde geschehen?«

»Sie sind ja der reinste Quizmaster!«

»Nun: er würde mit seinen Kumpanen von hier abdampfen, ohne sich um Sie und die anderen Jungens weiter zu kümmern.«

»Was uns sehr lieb wäre!«

»Komisch, das wollen wir doch die ganze Zeit«, sagte Gordon. »Neinneinnein!!! Denkt doch mal

nach: wie sollen denn *wir* dann von hier wegkommen?? Wir brauchen doch auch ein Boot!«

»Jetzt hats bei mir eingeschlagen!« lachte Briant.

»Ich verstehe immer noch nichts«, sagte Gordon. »Wenn ich Sie richtig verstehe, dann wollen Sie mit der Schaluppe von hier fort?«

»Stimmt, das will ich!«

»Mit dieser Nußschale wollen Sie über den Ozean fahren? Dieser Witz ist nicht schlecht! «

»Mal langsam, mein Herr! Wer sagt denn, daß ich über den Ozean will?«

»Jetzt aber heraus mit dem Geheimnis«, sagte Briant, der die gewaltige Neuigkeit schon ahnte. »Im Westen liegt das Meer . . .«

»Überall liegt das Meer«, unterbrach ihn Gordon unwirsch.

»Im Süden, Norden und Osten nicht, sondern lediglich Kanäle, die man in etwa 60 Stunden überqueren kann.«

Den Kolonisten stockte der Atem.

»Hab ich mir doch immer gedacht«, brummte Doniphan in Richtung Gordon, der dasaß, als hätten ihn die Geier gebissen.

»Im Osten habe ich einen weißlichen Fleck und einen ausbrechenden Vulkan beobachtet«, bestätigte Briant.

»Nun sagt mir doch mal: wo habt ihr die Insel denn vermutet?!«

»Mitten im Stillen Ozean, allein, ohne Nachbarinseln«, sagte Gordon.

»Auf einer Insel sitzen wir, das stimmt! Aber sie liegt nicht allein. Sie gehört zu den der Küste Südamerikas vorgelagerten Archipelen.«

»Pötzblitz, also doch!!«

»Wie habt ihr sie getauft?« fragte Evans lächelnd.

»Insel Chairman!«

»Dann hat sie also 2 Namen, denn ursprünglich heißt sie Insel Hannover.«

»Das haut mich um«, sagte Doniphan.

»Guter Vorschlag, gehen wir schlafen, ich bin hundemüde!«

Moko und Gordon schoben während der Nacht schwerbewaffnet Wache, die anderen schliefen fest und traumlos auf ihren Matratzen.



«Da krachte ein Schuß, ich sprang in den Rio,
Forbes und Rock dachten, sie hätten mich tödlich
getroffen . . .», erzählte Evans.

Am nächsten Tag zeigte Evans den Jungen die Meerenge auf dem Stiellerschen Atlas.

»Die Magellan-Straße reicht vom Cap der Jungfrauen im Atlantischen Ozean bis zum Cap Los Pilares im Stillen Ozean. Sie ist kürzer als die Lemaire-Straße zwischen Staatenland und Feuerland, und weniger stürmisch. Magellan hat sie 1520 entdeckt! Während eines halben Jahrhunderts waren die Spanier die alleinigen Herrscher in diesen Gebieten. Sie gründeten auf der Halbinsel Braunschweig den sogenannten Hungerhafen. Den Spaniern folgten die Engländer unter Drake, Cavendish, Chidley und Hawkins, dann kamen die Holländer unter de Weert, de Cort, de Noort mit Lemaire und Shouten, die im Jahre 1610 die andere Meerenge entdeckten. Von 1696 bis 1712 waren die Franzosen unter Degennes, Beauchesne-Guinin und Frenzier an der Reihe. Seit dieser Zeit besuchten viele berühmte Seefahrer diese Gegenden, allen voran Anson, Cook, Byron und Bougainville. Die Magellan-Straße wurde zum beliebten Weg bei der Fahrt von einem Ozean zum anderen, besonders seit der Dampfschiffahrt!«

Die Kinder hörten aufmerksam zu.

»Was wir in den letzten, aufregenden Tagen versäumt haben, haben wir jetzt durch die Erläuterungen Evans' wieder nachgeholt«, sagte Gordon, immer bedacht, daß das von ihm

entworfene Programm auch tatsächlich eingehalten wurde.

»Patagonien ist die äußerste Provinz Südamerikas, das König-Wilhelms-Land und die Halbinsel Braunschweig die nördliche Begrenzung dieser Meerenge. Im Süden ist die Straße durch den Magellan-Archipel abgeschlossen, dazu gehören Feuerland, Desolations-Land, die Inseln Clarence, Hoste, Gordon, Navarin, Wollaston und Stevart, um nur die größeren zu nennen. Zwischen dem Cap der Jungfrauen, das zu Patagonien gehört, und dem Cap Espiritu-Santo, das zu Feuerland gehört, schneidet die Magellan-Straße tief in das Festland ein. Im Westen liegen die Dinge wieder anders : hier reihen sich Inseln, Archipele und Riffe aneinander. Mit der zwischen dem Vorgebirge Los Pilares und der Südspitze der großen Insel der Königin Adelaide gelegenen Durchfahrt mündet die Meerenge in den Stillen Ozean.«

»Puh, das ist wirklich kompliziert!« sagte Service. »Und seht nur hier, die Insel jenseits der Magellan-Straße, die durch einfache Kanäle von der Insel Cambridge im Süden und von den Inseln Madre de Dios und Chatam im Norden eingeschlossen ist, diese Insel auf dem 51. Grad südlicher Breite ist Hannover, die ihr Chairman getauft habt. Hier habt ihr länger als 20 Monate gehaust.«

Alle beugten sich neugierig über den Atlas. »Wir sind also nur durch einen Meeresarm von Chile getrennt?«

»So ist es, Herr Gordon! Zwischen der Insel Hannover und dem amerikanischen Festland liegen noch einige ebenso verlassene Inseln wie diese. Wärt ihr mit eigenen Kräften auf das Festland gekommen, so hättet ihr freilich bis zur nächsten menschlichen Behausung noch lange wandern müssen. Außerdem wohnen in diesen Gegenden die Puelche-Indianer, die den Schurken um Walston in nichts nachstehen. Also war es doch nicht schlecht, daß ihr euch hier so komfortabel eingerichtet habt.«

»Na ja, aber jetzt reicht's mit dieser Kolonie, versuchen wir, bald nach Neuseeland zu kommen«, sagte Briant, unruhig geworden durch die genauen Erläuterungen Evans'.

»Warum aber haben wir die umliegenden Inseln nicht mit den Fernrohren entdecken können?« fragte Gordon.

»Ganz einfach, sie sind sehr flach.«

»Vielleicht standen wir zufälligerweise immer an den falschen Stellen!«

»Was ich nicht verstehe«, sagte Evans, »warum hat der schiffbrüchige Franzose, der die Umrise der Insel Hannover doch so genau verzeichnete, die umliegenden Inseln nicht wahrgenommen? Im Gegensatz zu euch, muß er doch an allen Stellen der Insel gewesen sein?«

»Lassen wir das Rätselraten«, schlug Briant vor, »jetzt haben wir Sie zur Verstärkung in French-den, außerdem liegt beim Bear-rock eine Schaluppe, mehr können wir nicht verlangen. Schaffen wir uns jetzt die Halunken vom Hals!«

»Angenommen, wir haben sie schon erledigt, angenommen auch, die Schaluppe ist fahrbereit, was dann?« fragte Gordon.

»Ich würde dann weder nach Norden noch nach Osten fahren. Je weiter wir mit dem Boot gelangen, desto besser für uns. Bei günstigem Wind könnten wir bis zu einem der Häfen Chiles kommen, aber dort ist die See ziemlich rauh. Die Kanäle durch den Archipel sind da weit günstiger.«

»Aber werden wir in diesen Gebieten auf Menschen treffen, die uns die Heimfahrt nach Auckland erleichtern?«

»Ich zweifle nicht daran. Betrachtet nur einmal diese Karte. Wenn wir die Durchfahrt des Archipels der Königin Adelaide hinter uns haben, kommen wir durch den Smyth-Kanal, und von dort in die Magellan-Straße. Hier liegt auch gleich der Hafen Tamar, der zu Desolations-Land gehört.«

»Aber wenn da keine Schiffe vor Anker liegen?«

»Die Magellan-Straße etwas weiter unten, bei der Halbinsel Braunschweig, hinter der Fortescue-Bai, im Hafen Galant, da legen sehr häufig Schiffe an. Sollte auch da keine Möglichkeit zur Heimfahrt sein, so fahren wir eben noch weiter .. .«

»Macht ja nichts .. .« spottete Gordon.

»Ganz recht, hier finden wir viele Ankerplätze: Port Famine, Punta-Arena, die Station Livya auf der Insel Navarin, Oosho-via im Beagle-Kanal unterhalb Feuerlands, usf.«

»Ausgezeichnet, Master Evans! Jetzt brauchen wir nur noch die Schaluppe!«

»Hätte er sie nur dort gelassen, wo sie anfänglich lag, dann wären wir schneller und gefahrloser drangekommen.«

»Dieser Knoten ist nur durch Gewalt und List lösbar!«

»Walston und seine Genossen sind auch keine Anfänger, laßt euch das gesagt sein!«

»Zeigt mir die Waffen und die Munition«, sagte Evans, »ich muß ja schließlich wissen, auf was wir uns stützen können.«

»Ich zeige Ihnen auch die genaue Lage von French-den, damit Sie sehen, wie wir uns am besten verteidigen können«, schlug Briant vor.

Die Wandöffnungen gestatteten völlige Deckung. Mit ihren 8 Gewehren konnten sie die Angreifer auf Abstand halten und mit den beiden kleinen Kanonen würde man sie in den Boden hauen, wenn sie sich heranwagen sollten. Kam es zu einem Handgemenge, so gab es immer noch die Revolver. »Gut, daß ihr hier innerhalb der Höhle so viele Steine angehäuft habt, damit können wir die Türen verbarrikadieren, wenn Not am Mann ist«, lobte Evans.

»6 Jungen und 1 Mann gegen 7 kräftige Burschen, das wird sicherlich kein Spaziergang!«

»Sie sind also auch nicht gerade hoffnungsfroh!«

»Wir werden es schon schaffen, wenngleich ich natürlich weiß, wie gefährlich die Angreifer sind«, sagte Evans.

»Forbes ist nicht so schlimm wie die anderen«, mischte sich da Kate ein.

»Was macht das schon, der ballert auch mit und tötet auch, wenn's sein muß. Da ist kein Unterschied, liebe Kate! Der Schurke hat mich wie verrückt verfolgt und sogar auf mich geschossen. Forbes verschont keinen von uns!«

Evans wunderte sich nach einigen Tagen, daß bisher noch kein Vorstoß auf French-den erfolgt war, er hatte ja die Pläne Walstons mit anhören können.

»Vielleicht ändern sie die Taktik! Sie werden es möglicherweise mit List statt mit Gewalt versuchen!«

»Aber wie?«

»Solange wir uns in der Höhle aufhalten, ist Walston gezwungen, die ganze Bude zu stürmen. Das ist nicht einfach. Er wird also zu einer List greifen, die mir eben durch den Kopf geht. Kate und ich sind die einzigen Personen, durch die ihr von einem Angriff auf French-den erfahren haben könnt. Nun hält uns Walston aber für tot. Kate ist für sie bei der Strandung ertrunken, ich vorschriftsmäßig im Rio. Ich habe ja mit angehört, wie Forbes und Rock zurückgegangen sind. Das ist aber nun unser großer Vorteil! Walston nimmt an, daß ihr von ihrer Anwesenheit nichts weißt, deshalb werden sie wahrscheinlich die armen, bescheidenen Schiffbrüchigen spielen, um hier hereinzukommen.«

»Der Plan ist nicht schlecht, muß ich zugeben«, sagte Briant. »Wenn sie unsere Gastfreundschaft beanspruchen, werden wir ihnen einige harte Bleikugeln in den Magen schießen, für den Hunger!« sagte Doniphan.

»Nein, vielleicht ist es besser, zuerst mitzuspielen und die Mützen zu ziehen«, schlug Gordon vor.

»Großartig! List gegen List«, sagte Evans bewundernd, »wir müssen ebenso klug vorgehen wie die anderen.«

Der Vormittag des folgenden Tages verlief ruhig. Begleitet von Doniphan und Baxter, wagte sich Evans in die Nähe der Traps-woods, wo alle 3 hinter dicken Bäumen am Fuße des Auckland-hill Deckung suchten. Phann, der sie begleitete, schlug nicht an. Die Luft war also noch rein. Gegen Abend jedoch kurz vor Sonnenuntergang, meldeten die Wache schiebenden Webb und Croß 2 Männer, die auf French-den zukamen. Kate und Evans zogen sich in den Materialraum der Höhle zurück, um nicht gesehen zu werden. Von dort aus spähten sie durch die Schießscharten und erkannten kurz darauf Rock und Forbes.

»Unser Instinkt hat uns nicht betrogen, sie versuchen es also doch mit List!«

»Was sollen wir jetzt machen?« fragte Briant.

»Nehmt sie hier auf.«

»Ich kann das nicht.«

»Laß, ich werde es tun«, erbot sich Gordon.

»Nichts von unserer Anwesenheit verraten. Kate und ich werden uns schon zeigen, wenn es Zeit ist.«

Gordon und Baxter gingen langsam zum Ufer des Rio Sealand.

Beide gaben sich höchst verwundert, als sie die Schurken erblickten.

»Wer seid ihr?« rief Gordon ihnen zu.
»Schiffbrüchige, die im Süden dieser Insel mit der Schaluppe des Dreimasters *Severn* gestrandet sind.«

»Engländer?«

»Nein, Amerikaner!«

»Und eure Gefährten?«

»Alle tot! Nur uns gelang es, zum Strand zu kommen. Und wer seid ihr?«

»Die Kolonisten der Insel Chairman!«

»Wir bitten euch um Mitleid und gastfreundliche Aufnahme, wir haben alles verloren.«

»Seid willkommen!« heuchelte Gordon.

Gordon gab Moko ein Zeichen, mit der Jolle überzusetzen und die beiden Schurken herüberzuholen. Sie sahen wirklich furchterregend aus mit ihren niedrigen Stirnen und den weit vorstehenden Kieferknochen.

»Können wir diese Nacht bei euch unterkommen?« fragte Rock. »Selbstverständlich, tretet nur ein!«

Man merkte den beiden Schurken an, daß sie über die an der Wand lehrenden Waffen und die Munitionskisten sehr erstaunt waren, aber sie stellten keine Fragen. Die jungen Kolonisten spielten also ihre Rolle weiter, da Rock und Forbes darum gebeten hatten, sich auf den Matratzen niederlegen zu dürfen.

»Habt ihr vielleicht noch so einen Raum wie diesen?« fragte Rock.

»Ja, der dient uns als Küche! Dort könnt ihr euch ausruhen!«

Sie gingen hinein und legten sich auf den Boden. Aber sie blieben nicht allein, Gordon hatte Moko zu ihnen geschickt, er sollte sie unauffällig beobachten. Er merkte bald, daß die beiden nur ein Auge zudrückten, mit dem anderen aber zur Tür spähten. Briant und die anderen waren in der Halle geblieben. Jetzt gesellten sich auch wieder Kate und Evans zu ihnen. Alles war so gekommen, wie es der Steuermann vorhergesehen hatte.

»Walston wartet jetzt nur auf den günstigsten Augenblick, um hier einzudringen«, flüsterte Evans.

2 Stunden vergingen. Moko fragte sich schon, ob die beiden den Angriff nicht vielleicht auf morgen verschoben hatten, als seine Aufmerksamkeit durch ein leichtes Geräusch erregt wurde. Im trüben Schein der Lampe sah er Rock und Forbes zur Tür schleichen. Sie begannen, die Steine einzeln abzutragen. Als sie damit gerade fertig waren, legte sich auf Rocks Schulter eine Hand. Blitzschnell drehten sich beide um. »Evans!! Du hier??! «

»Hierher, Jungs«, rief der Steuermann.

Forbes wurde von Baxter, Doniphan, Briant und Wilcox gepackt und zu Boden geworfen. Rock wehrte sich gegen Evans. Der Steuermann hatte sein Messer gezückt, traf aber Rock nur leicht am Oberarm. Rock entkam durch die jetzt aufgesprungene Tür. Er war noch keine 10 Schritte weit, als plötzlich ein Schuß krachte. Kein Aufschrei war zu hören.

»Verdammt. Ich habe danebengeschossen«, fluchte Evans. Da stürzte er sich mit dem Messer auf Forbes. »Gnade! Gnade!« winselte der

Schurke. Evans wollte zustechen, als Kate ihn am Arm zurückhielt.

»Evans, gewährt ihm das Leben, er hat auch mich gerettet!«

Evans steckte sein Messer zurück in die Scheide und nickte kurz. Sicher gefesselt wurde Forbes in eine der Nebenkammern gesperrt.

»Versperrt wieder alle Türen«, befahl Evans.

Bis zum Morgen blieb alles still.

»Nachdem die List mißlang, wird Walston wohl Gewalt anwenden«, prophezeite Evans.

»Leider ist Rock entkommen, er wird natürlich Walston von der Situation unterrichten. Sie werden versuchen, die Türen zu sprengen.«

Beim ersten Morgengrauen wagten sich Evans, Briant, Gordon und Doniphan aus der Höhle. Der Nebel lichtete sich langsam, bald war der Family-lake überschaubar.

»Überall Stille. Auch Phann zeigt keine Unruhe«, sagte Gordon.

»Das ist nur die Ruhe vor dem Sturm.«

»Schaut mal her, Jungens«, sagte Evans plötzlich und zeigte auf verschiedene Fußspuren, die sich nach allen Richtungen verloren.

»Bis hierher also waren sie bereits geschlichen.«

»Nicht ein Blutfleck zu sehen, also haben Sie ihn nicht einmal verletzt!«

»Tut mir wirklich leid, ich hätte ihn unbedingt erwischen müssen! Jetzt erzählt er natürlich Walston, daß ich hier bei euch bin, was die Lage wesentlich verschlechtert, denn sie werden um so brutaler vorgehen.«

»Sie müssen sich von allen Seiten angeschlichen haben!«

»Sieht so aus. Fragen wir am besten Forbes, der es ja wissen muß.«

Evans ging nach French-den zurück, öffnete die Kammertür, löste Forbes die Fesseln und führte ihn in die Halle.

»Forbes, hör mir mal gut zu. Euer Plan ist gescheitert! Ich würde gerne wissen, was Walston weiter geplant hat. Willst du mir das sagen?«

Forbes hielt die Augen geschlossen, er wagte nicht, Evans und Kate anzuschauen.

»Forbes, früher hattet ihr noch Mitgefühl, als ihr euch vor mich stelltet, weil mich deine Kameraden umbringen wollten. Verschont diese Jungen vor einem Gemetzel und sagt, was Walston plant.«

Forbes schwieg.

»Ihr habt den Tod verdient, und doch wurdet ihr verschont. Sagt, was Walston beabsichtigt, bevor es zu spät ist.«

»Was wollt ihr denn hören?« sagte Forbes leise.

»Was sollte diese Nacht geschehen? Wolltet ihr nach French-den eindringen, sobald die Tür offen war?«

»Ja!« stammelte Forbes fast unhörbar.

»Und diese Jungen, die euch so freundlich aufgenommen hatten, wären ermordet worden, nicht wahr?«

Forbes senkte den Kopf und schwieg. »Von welcher Stelle aus wollte Walston angreifen?«

»Von Norden.«

»Aber ihr beide, Rock und du, kamt von Süden!?«

»Ja.«

»Habt ihr den Westen schon abgesucht?«

»Noch nicht.«

»Wo sind deine Kameraden jetzt?«

»Weiß nicht.«

»Du kannst uns doch mehr sagen, Forbes!?«

»Nein . . .Evans.«

»Kommt Walston zurück?«

»Ja.«

Mehr war aus Forbes augenblicklich nicht herauszubekommen. Evans führte ihn wieder in seine Kammer, fesselte ihn und verriegelte die Tür. Offenbar waren Walston und die anderen abgehauen, als sie den Schuß auf Rock gehört hatten. Sie würden sich jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach neu orientieren. Wo war Walston? Steckte er in den Traps-woods? Forbes hatte nicht ausgepackt. Evans wollte aber mehr wissen. Nach dem Frühstück unterrichtete Evans die Jungen von seinem Plan, zum Rand der Traps-woods zu schleichen, um zu erfahren, ob die Schurken immer noch in der Nähe von French-den waren. Der Vorschlag wurde angenommen, sofort begann man mit den Sicherheitsvorkehrungen.

»Lassen wir die Kleinsten unter der Aufsicht Kates, Mokos, Jacques' und Baxters zurück. Die anderen begleiten mich.«

»Vielleicht treffen wir sie, dann ist ein Schußwechsel unvermeidlich. Aber Doniphan, Wilcox und Croß sind ja gute Schützen, dazu kommen Sie, Evans. Kann uns also nicht viel passieren«, sagte Gordon.

»Nur keine Überheblichkeit«, versuchte Evans zu dämpfen, »4 gute Schützen gegen 6 gute

Schützen, das sieht schlecht aus. Es wäre besser, wir begegneten ihnen nicht.«

»Aber wir besitzen mehr Munition!«

Kurz nach 14 Uhr verließen Evans und seine Begleitung French-den. Langsam schlichen sie am Ufer des Rio Sealand entlang, Evans ging vorne, dann folgten Doniphan, Wilcox und Croß, zum Schluß die übrigen. Am Grab des schiffbrüchigen Franzosen bog Evans ab, um zum Ufer des Family-lake zu kommen.

»Achtung«, flüsterte plötzlich Briant.

Phann hatte die Ohren gestellt und knurrte leise, offenbar hatte er eine Fährte gewittert.»Bleiben wir unter den Büschen«, befahl Evans. »Wenn sich einer der Schurken zeigt, sofort schießen. «

Wenige Augenblicke später hatten sie den Rand der Traps-woods erreicht. Hier fanden sich noch Spuren eines Lagers, halb verkohlte Zweige und kaum erkaltete Asche. »Hier hat er sicher die Nacht verbracht!«

»Vielleicht war er bis vor wenigen Stunden hier. Gehen wir deshalb mehr zum Steilufer.«

Da krachte ein Schuß. Die Kugel streifte Briants Kopf und schlug hinter ihm in den Baum.

Doniphan schoß sofort zurück. Etwa 50 Schritte vor ihm huschte ein Körper durchs Gebüsch. Phann war nicht mehr zu halten und sprang los. Doniphan folgte ihm.

»Los, alle mit! Wir können Doniphan nicht allein lassen«, befahl Evans.

Mit ein paar Sprüngen hatten sie Doniphan eingeholt, der neben einer Leiche stand.

»Mein Kompliment. Das ist Pike. Wieder einer weniger von diesen Ratten!«

»Und die anderen können nicht sehr weit sein!«

»Hinwerfen ... in die Knie!« schrie Evans.

Aber schon krachte ein weiterer Schuß, der Service an der Stirn streifte.

»Bist du verwundet?« fragte Gordon.

»Nein, höchstens eine Schramme! « •

»Wir dürfen uns jetzt nicht trennen, Jungens, bleibt alle beisammen.«

Vorsichtig und ins Gras geduckt, spähten sie nach allen Seiten. Plötzlich rief Garnett: »Wo ist denn Briant?«

Auch Phann begann wieder zu bellen. »Briant. . . Briant!!« rief Doniphan.

Sie folgten dem vorausspringenden Phann, hielten sich aber immer hinter Bäumen versteckt. Wieder krachte ein Schuß.

Evans sprang auf, drückte ab und erkannte Rock.

»Das für dich, du Ratte!«

Er gab Feuer. Rock stürzte zu Boden.

»Da waren's nur noch 4«, trällerte Doniphan, dem das Schußglück Sicherheit verlieh.

»Ich glaube nicht, daß Sie ihn tödlich getroffen haben«, sagte Gordon.

»Wieder daneben?«

»Ich glaube, er konnte durch die Büsche entkommen!«

»Aber immerhin ist er angeschossen!«

»Das sicher.«

»Warte, Briant, festhalten, ich komme!« schrie plötzlich Doniphan, der durch das Gebell Phanns aufmerksam gemacht wurde. Auch Evans und die anderen sprangen zur betreffenden Seite. Etwa 20 Schritte vor ihnen kämpfte Briant mit Cope. Doniphan konnte durch einen tollkühnen Sprung gerade noch vereiteln, daß sich Cope mit dem Messer auf den am Boden liegenden Briant stürzte. Er packte den Schurken am Kragen, es entspann sich ein wildes Handgemenge, bei dem jeder mehrmals mit dem Messer auf den anderen einstieß. Jetzt hatte Doniphan das Messer, er würgte Cope mit dem einen Arm und bohrte mit der Hand das Messer in Copes Leib. Doch der Schurke zeigte nicht die geringste Reaktion: er machte sich frei und ergriff die Flucht. Auch Phann konnte ihn nicht einholen.

Plötzlich stürzte Doniphan zu Boden, Cope hatte ihn getroffen. Aus der Wunde, die er selbst im Eifer des Gefechts zuerst nicht bemerkt hatte, sickerte Blut. Sein Gesicht war weiß wie Wachs, die Augen hielt er geschlossen. Evans beugte sich zu ihm hinunter, riß ihm die Weste und das Hemd auf und untersuchte die Wunde.

»Nicht tödlich, der Stich ging daneben. Aber die Lunge kann verletzt sein.«

»Bringen wir ihn sofort nach French-den!«
»Schnell, er darf uns nicht verbluten.«

»Verdammt, so ein Pech«, brummte Evans,
»Rock und Cope konnten entkommen. Bis jetzt hat nur Pike dran glauben müssen.«

»Aber Rock und Cope müssen schwer verletzt sein, wenn es hier nicht mit dem Teufel zugeht.«

Es krachte jetzt kein Schuß mehr. Walston schien sich zurückgezogen zu haben. Das war günstig, so konnte Doniphan unbehindert nach French-den gebracht werden. Am meisten beunruhigte Evans, daß er weder Walston noch Brandt oder Cork, vielleicht die gefährlichsten der ganzen Bande, gesehen hatte. Baxter hatte schnell eine Tragbahre aus Zweigen geflochten, Doniphan wurde vorsichtig draufgelegt und weggetragen. Evans und Croß gaben dem Zug Feuerschutz. Sie waren nicht mehr als 800 Schritte von French-den entfernt, als sie vom Rio Sealand herüber Rufe hörten.

In French-den war mittlerweile folgendes passiert: Während Rock, Cope und Pike in den Traps-woods die kleine Gruppe um Evans beschäftigten, waren Walston, Brandt und Cork über das ausgetrocknete Bett des Dike-creek zum Auckland-hill vorgedrungen, hatten das Hochplateau rasch überwunden und waren in der Schlucht, deren Ende direkt zur Tür des Materialraums führt, heruntergestiegen. Die augenblicklich nicht verbarrikadierte Tür konnten sie mit Leichtigkeit auf stoßen.

»Wir müssen jetzt schnell handeln, sonst sind wir verloren«, sagte Evans, »Croß, Webb und Garnett bleiben bei Doniphan, Gordon, Briant, Service, Wilcox, ihr kommt mit mir. Auf geht's!«

Wenige Minuten später konnten sie die Sportterrace überblicken. Walston trat eben aus der Tür, er hielt einen Kleinen an der Hand, den er offensichtlich zum Rio schleppte. Kate stürzte ihm nach, um ihm Jacques zu entreißen, doch Walston

wehrte sie ab. Kurz darauf erschien auch Brandt, der den kleinen Costar im Griff hatte. Baxter versuchte ihn anzugreifen, doch ein Faustschlag machte den Jungen unschädlich. Die übrigen Jungen waren nicht zu sehen. Waren sie vielleicht in der Höhle bereits umgelegt worden?

Walston und Brandt näherten sich schnell dem Rio. Cork wartete auf sie in der Jolle, die er aus dem Materialraum hierher geschafft haben mußte. Waren sie erst einmal auf dem linken Rioufer, schien die Sache für sie gelaufen; sie würden Jacques und Costar als Geiseln mitnehmen, ohne daß man sie daran noch ernstlich hätte hindern können.

Evans, Briant, Gordon, Service und Wilcox liefen was sie konnten, um zur Sport-terrace zu kommen, bevor die Schurken über den Rio gesetzt hatten.

»Nicht schießen, sonst treffen wir womöglich Jacques und Costar«, befahl Evans.

Zum Glück hatten sie Phann bei sich, der ihnen vorausgelaufen war und Brandt an die Kehle sprang. Dieser mußte Costar jetzt loslassen, um sich gegen Phann zu wehren, der immer wieder an ihm hochsprang und zubiß. Plötzlich stürmte noch ein Mann aus der Tür. Das war Forbes.

»Hierher, Forbes! . . . Komm doch her!« rief Walston aufgeregt.

Evans war kurz stehengeblieben und wollte schon schießen, als er sah, wie Forbes sich auf Walston stürzte.

»Bist du verrückt, du Idiot«, schrie Walston und ließ wie verdutzt über diesen unvermuteten Angriff Jacques los. Walston zückte sein Messer und stieß

zu. Forbes sank zu Boden. Evans und die anderen waren jetzt noch etwa 100 Schritte von der Terrasse entfernt.

Walston wollte Jacques wieder greifen, das mißlang, denn Jacques hatte einen Revolver bei sich. Er zielte kurz und schoß Walston in die Brust. Walston sprang auf, rannte aber weiter zum Ufer, wo Brandt in der Jolle auf ihn wartete. In dem Augenblick krachten mehrere Bleikugeln auf die Schurken herunter. Moko hatte die Kanone in Stellung bringen können und ballerte durch die Schießscharten von French-den. Diesem Kugelregen konnte keiner der Schurken entkommen.

»Mit Ausnahme von Rock und Cope, die uns in den Traps-woods entkommen sind, ist die Insel jetzt gesäubert«, sagte Evans und warf sein Gewehr wie einen Besen auf den Boden.

Inzwischen war Doniphan mit der Tragbahre nach French-den geschafft worden. Auch der verletzte Forbes wurde zur Höhle zurückgeschleppt. Kate, Evans, Briant, Gordon und Wilcox wachten bei den beiden Schwerverwundeten. Kate behandelte sie mit Medikamenten aus der Bord-Apotheke und verschiedenen Eigenrezepten frei Natur.

Nach einigen Tagen erholte sich Doniphan, während sich der Zustand Forbes' zusehends verschlimmerte. Gegen 4 Uhr früh starb er, nachdem ihm Kate im Namen aller Kinder seine Sünden vergeben hatte. Man begrub ihn neben dem schiffbrüchigen Franzosen.

»Noch ist die Luft nicht rein, Rock und Cope leben noch!« sagte Evans.

»Wir können nicht eher zum Bear-rock gehen, um die Schaluppe auszubessern, bevor wir nicht die beiden Halunken erledigt haben«, fügte Briant hinzu.

»Folgen wir Phann, der führt uns sicher auf die Fährte dieser beiden Typen«, sagte Gordon.

Gordon, Briant, Baxter, Wilcox und Steuermann Evans brachen noch am gleichen Tag schwerbewaffnet auf, um mit Hilfe des Hundes die Schurken Cope und Rock ausfindig zu machen und zu töten. Aber das war bereits erledigt! Nach einigen Stunden fand man die Leiche Copes, er war also doch tödlich getroffen worden, wengleich

er sich noch einige Schritte hatte weiterschleppen können. Auch Rock, der wie vom Erdboden verschluckt schien, wurde aufgefunden; er war in eine der ausgehobenen Fanggruben gestürzt.

»Das hätten wir also geschafft. Meinen Glückwunsch an alle!« sagte Evans und bedankte sich bei seinen treuen Kameraden.

»Wenn jetzt noch Doniphan wieder auf die Beine kommt, können wir die Insel Hannover verlassen!«

»Wie machen wir das mit der Schaluppe?« fragte Briant. »Ich würde vorschlagen, Briant und Baxter fahren mit mir über den Family-lake. Zum Glück ist ja die Jolle während der Schießerei heil geblieben! Wir nehmen die Werkzeuge mit und versuchen, das Boot auszubessern.«

Dieser Vorschlag wurde am 6. Dezember ausgeführt.

»Entgegen meiner ersten Annahme ist es doch unumgänglich, die Schaluppe nach French-den zu bugsieren, denn dort haben wir die nötigen Planken und Krummhölzer von der *Sloughi*«, entschied Evans, nachdem er das Boot genau untersucht hatte, »verstopfen wir hier nur die größten Lecks mit den mitgenommenen Wergpfropfen.«

»Wie bringen wir sie zum Rio Sealand?«

»Wir nehmen sie ins Schlepptau und fahren mit der ersten Flut den East-river bis zum See hoch.«

Die Ausbesserungsarbeiten waren gegen Abend beendet. Die Nacht verbrachten sie in einer der zahlreichen Grotten. Am frühen Morgen banden sie die Schaluppe an die Jolle und fuhren mit der eintretenden Flut los. Aber sie mußten noch eine

Nacht im Freien verbringen, da Evans nicht zu überreden war, die Nachtfahrt zu wagen.

»Machen wir jetzt keine Kapriolen mehr, sonst verscherzen wir die letzte Möglichkeit, von hier wegzukommen.«

Am nächsten Tag gegen 17 Uhr war das Unternehmen glücklich beendet.

»Was macht Doniphan?« war die erste Frage.

»Es geht ihm besser. Die Lunge hat doch nichts abbekommen, er kann schon wieder voll durchatmen«, antwortete Kate strahlend.

»Wunderbar! Bis wir die Schaluppe fahrbereit haben, wird er wieder gesund sein!«

»Ja, es ist nur noch eine Frage der Zeit!«

Evans überwachte die Ausbesserungsarbeiten, die schnell vorangingen. Es fehlte weder am nötigen Material noch an den Werkzeugen. Die Fugen wurden mit dem alten, eingedickten Fichtensaft und dem darin eingeweichten Werg vollständig abgedichtet.

»Die Bramstenge der *Sloughi* wird unser Großmast. Kate soll aus der Reserve-Brigantine der Jacht ein Focksegel nähen. Außerdem sollten wir die Hälfte der Schaluppe überdachen, damit bei Regen oder Sturm die Kleinsten geschützt sind.«

Die Vorschläge Evans wurden peinlich genau ausgeführt. Nach 30 Tagen war die Arbeit beendet. Moko sorgte für ausreichenden Proviant, der wiedergenesene Doniphan verpackte den eventuell notwendig werdenden Schießbedarf, Gordon verstaute das von der *Sloughi* herübergerettete Geld, Briant sorgte für die Kleidungsstücke und die

Bibliothek, Wilcox für die nautischen Instrumente, die jetzt besonders entscheidend werden konnten. Gordon ließ das Süßwasser in 10 kleine Fässer abfüllen, er verstaute auch die Vorräte an Gin, Brandy und den auf der Insel Chairman hergestellten Likören.

Am 3. Februar war die Schaluppe beladen. Die Abfahrt wurde auf den 5. festgelegt. Am Vorabend setzte Gordon die im Laufe der Zeit gefangenen Haustiere wieder in Freiheit. Am nächsten Morgen schifften sich die Kinder auf der Schaluppe ein, die Jolle wurde ins Schlepptau genommen. Evans saß am Steuer, Briant und Moko hielten vorne die Schoten der Segel. Der Wind wehte günstig, es ging sehr schnell voran. Auf der Höhe der Schlammlache mußte Evans Anker werfen.

»Warten wir die nächste Ebbe ab!«

Dieser Stopp dauerte 6 Stunden. Die Reisenden benutzten die Zeit zum Frühstück. Vom Heck der Schaluppe aus gelang es Doniphan sogar, ein paar fette Tinamus zu erlegen.

»Nun schießt er wieder, Gott sei Dank«, sagte Briant. Erst spät abends erreichten sie die Mündung des Rio in die Bai.

»Warten wir den anderen Tag ab«, entschied der überaus vorsichtige Evans.

Die Nacht verlief ruhig. In der Sloughi-Bai herrschte tiefes Schweigen, das nur manchmal vom Krächzen der Felstauben und Möwen unterbrochen wurde.

Frühmorgens ließ dann Evans alle 3 Segel setzen. Der Anker wurde gelichtet, die Schaluppe trieb ins offene Meer hinaus. Am nördlichen

Horizont versank der letzte Ausläufer des Auckland-hill.



Die Fahrt durch die Kanäle des Magellanischen Archipels verlief ohne Zwischenfall. Unter günstigen Winden fuhr die Schaluppe am 11. Februar durch den Smyth-Sund, rechts erhob sich die St.-Anna-Spitze, links ragten jene Gletscher in die Höhe, die Briant vom Osten der Insel Hannover undeutlich wahrgenommen hatte. Am 12. erreichte man die Insel Tamar, deren Hafenbucht verlassen war. Evans schlug deshalb vor, Cap Tamar zu umschiffen und in südwestlicher Richtung durch die Magellan-Straße zu fahren. Am Morgen des 13. rief Service:

»Eine Rauchwolke an Steuerbord!«

Evans nahm das Fernrohr zur Hand.

»Die Rauchsäule eines Dampfers!«

Briant kletterte sofort auf den Mast.

»Ein Schiff!!«

»Ladet die Gewehre durch! Machen wir uns bemerkbar!«

Es dauerte keine 10 Minuten, bis die Matrosen des nach Australien fahrenden 100-t-Dampfers *Grafion* die Schiffbrüchigen der Schaluppe gesichtet und an Bord genommen hatten.

Evans erläuterte Kapitän Tom Long kurz die Situation; dieser erklärte sich sofort bereit, die Kinder nach Auckland zu bringen. Am 25. Februar war das Ziel erreicht. Die verloren geglaubten Kinder wurden von ihren Familien so herzlich und tränenreich begrüßt, daß keine Prosa der Welt

ausreicht, diese Zeremonie auch nur halbwegs getreu zu schildern. Der Sturm der Begeisterung war so heftig, die Wellen der Anteilnahme waren so hoch, daß die Kinder noch einmal zu ertrinken drohten.